

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 26 (1967)

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

Weltöffnere Romanistik, Festschrift Alwin Kuhn (A. Schorta), p. 110. – *Travaux de Linguistique et de Littérature publiés par le Centre de Philologie et de Littératures romanes de l'Université de Strasbourg* (P. Wunderli), p. 117. – TEMISTOCLE FRANCESCHI, *Sulla pronuncia di e, o, s, z nelle parole di non diretta tradizione con cenni sulla lenizione consonantica e la dittongazione in Toscana* (P. Wunderli), p. 134. – NORA GALLI DE' PARATESI, *Semantica dell'eufemismo* (K. Huber), p. 140. – GUNTRAM PLANGG, *Die rätoromanischen Flurnamen des Brandnertals* (A. Schorta), p. 143. – ALBERT HENRY, *Le «Jeu de Saint Nicolas» de Jehan Bodel* (P. Wunderli), p. 147. – ZYGMUNT OLSZYNA MARZYS, *Les pronoms dans les patois du Valais central, étude syntaxique* (F. Voillat), p. 150.

Weltöffnere Romanistik, Festschrift Alwin Kuhn zum 60. Geburtstag, hg. von GUNTRAM PLANGG und EBERHARD TIEFENTHALER, Innsbruck 1963 (*Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 9/10*), 396 p.

Wie so oft lag am Geburtstage des Gefeierten die Festschrift noch nicht gedruckt vor, was den Redaktoren die Möglichkeit bot, dessen Dankadresse ebenfalls aufzunehmen. Kuhns Kollegen, Schüler und Freunde aus aller Welt (die *Tabula gratulatoria* nennt sie in stattlicher Zahl) werden sich darüber freuen; denn sie ist eine Autobiographie ansprechendster Art geworden. Man liest den letzten Satz nicht, ohne noch einmal zurückzublättern und da und dort, Bestätigung suchend und findend, einen Abschnitt nochmals in sich aufzunehmen. Die eigentliche Festschrift ist in fünf Abschnitte gegliedert. Der in einem kleinen Randgebiet der Romania als Spezialist arbeitende Rezensent fühlt sich nicht berufen, alle in gleicher Weise zu präsentieren.

I. Generalia ac interromanica

P. 23: Der erste Abschnitt wird eingeleitet durch einen Beitrag *Sachforschung und Ausdrucksform*, in dem Johann Knobloch nachweist, daß die drei Wendungen 1. *eine Falle stellen*, 2. *to set a trap*, 3. *tendre un piège* auf drei verschiedene Fallentypen, die mit Zeichnungen illustriert sind, zurückweisen. Derlei Situierungen der vielen bildhaften Ausdrücke unserer Sprache in ihre Ausgangslage sind, je stärker die alte Sachkultur von der modernen Fabrikware überdeckt wird, immer notwendiger für das Verständnis der Sprache. Es folgen

P. 25: Robert L. Politzer, *On Some Eighteenth Century Sources of American and German linguistic Relativism*, dann

P. 33: Ernst Pulgram, *Synthetic and Analytic Morphological Constructs*.

P. 43: Fritz Schalk geht in einer geistreichen, unter der Überschrift *Mythe* stehenden gedrängten Betrachtung dem Schicksal des Wortes *Mythus* nach, dessen Be-

deutungsentwicklung sich im Schrifttum zur modernen Sozialpolitik und zu den staatlichen Ideologien verfolgen läßt.

P. 47: Johannes Hubschmid, *Zur Geschichte von lat. SUMERE in den romanischen Sprachen*, verarbeitet ein reiches, zum Teil neues Material, um schlüssig zu beweisen, daß Salvioni und Mistral mit der Anknüpfung von logud. *súmere, sumíre* ‘trasudare’, bzw. nprov. *sumi* ‘suinter’ auf dem richtigen Weg waren. M. L. Wagner lehnte diese Etymologie im *DES* ab und wollte seinerseits an lat. *HUMERE* anknüpfen, das sich mit *SUDARE* gekreuzt hätte. Hubschmid schließt seine Argumentation gegen die Wagnersche Deutung mit der Bemerkung ab: «Bei manchen sardischen Etymologien ist daher nicht nur die eingehende Kenntnis der sardischen Mundarten wichtig, sondern auch eine möglichst vollständige Übersicht über den gesamtromanischen Wortschatz.» Da der Verfasser in seiner Übersicht die bündnerromanischen Vertreter dieser Wortfamilie nicht bezieht, möge hier das einschlägige Material folgen:

1. Ganz Romanischbünden kennt in der Bedeutung ‘leicht rinnen eines Gefäßes, durchsickern, herabträufeln, verdunsten, sich verflüchtigen’ uengad. *sümár*, oengad. *sümér*, 3. *súma*, im Albulatal in den Gemeinden Brinzouls und Lantsch *šimár*, 3. *šéma*, Sched, Veulden *čimár*, 3. *čéma*, in Sched auch *šamá*, 3. *šóma*, Calantgil (Schons) *zimár*, 3. *zima*, Domleschg (so Prez und Scharans) *zimá*, 3. *zéma*; stimmhaften Anlaut haben auch Razen, Domat, in der Surselva Lags, Duin, Dis. (cf. Huonder, *Disentis*, p. 134). Für die meisten surselvischen Belege ist die Qualität des Anlauts nicht bezeichnet; das nur mehr literarische Wort wird heute mit stimmlosem *s*- ausgesprochen.

2. Nur für Trun (Surselva) belegt ist *simar žú ina klavélla*, ‘einen Holznagel (Bolzen) mit dem Messer zuschneiden, dünner machen’.

3. In der Bedeutung ‘motten, glimmen, rauchen, qualmen’ kennt das ganze Unterengadin *čimár*, 3. *číma*, auch *šimár*, 3. *šíma*, im Oberengadin in S-chanf, Zuoz *sümér*, *a süma éñča* ‘es mottet noch’, ferner im Albulatal in Latsch *čimér*, Brinzouls *čimár*, im Schams in Calantgil *kunsimár*, *kue kunséma aŋk* ‘es mottet noch’, in Andeer, Lohn *il síma* ‘es mottet’, im Domleschg in Sched *šamár*, 3. *šóma* ‘glimmen, motten’ (nach *šamár*, 3. *šóma* ‘schwärmeln’ < EXAMINARE). Für die Surselva fehlen sichere Belege.

4. In der Bedeutung ‘blinzeln, flimmern’ lebt im Unterengadin noch vereinzelt *čimár*, *čimar kuls öts*; *ilz öts čiman*.

5. Ganz Romanischbünden kennt ferner *čimár* in der Bedeutung ‘die Spitze abhauen’, zum Beispiel die Wipfel kleiner Bäume und Sträucher stutzen; die Schafe zeichnen, indem man ihnen die Ohrenspitzen abhaut; den Docht einer Kerze kürzen.

6. Zu der uns angehenden Wortgruppe gehört endlich engad. *čimáint*, surselv. *čamien*. Es erscheint in zwei einander nahestehenden Bedeutungen, nämlich:
a) ‘Kohlenoxyd’, das bei zu frühem Schließen der Ofenklappe in das Zimmer ausströmt; allg. Engad. *šimáint*, *čimáint*, *šímént*; Surselva: Vignon, Vrin *čamien*; in Luven auch ‘Geruch, der entsteht, wenn in der Rauchkammer das Feuer mottet’. – b) ‘Dampfbad als Heilmittel’ für Mensch und Tier; in dieser Bedeutung in der Surselva allg. bekannt. – c) ‘Staubwolke’, auch Wolke von aufgewirbeltem Schnee (mehr vereinzelt). – d) Cf. noch *tschamien*, ‘Abbrennen eines Waldes’ (*AnSR* 2, Anh. 13).

7. Tschlin *šimént dal fuórn* ‘Boden des Backofens’, dafür in Guarda *čimént*, in Bravuogn, Latsch *šimient* hier auch in der Bedeutung ‘Küchenboden’.

8. Der Vollständigkeit halber seien noch erwähnt uengad. *račimár*, 3. *račíma*, oengad. *račimér*, *račümér*, ‘sich erholen’ von Mensch und Tier nach einer Krankheit,

'gut gedeihen', auch etwa von der Ackerfrucht, so Müstair: *la seal rechíma bain quist on* 'dieses Jahr gedeiht der Roggen gut', cf. auch Pult, *Parler de Sent*, § 179 *rečimár* 'repousser' (se dit des plantes).

Aus obiger Zusammenstellung geht hervor: Die bündnerromanischen Formen *sümár*, *simár* 'träufeln, verdunsten' passen lautlich wie semantisch einwandfrei zu SÜMERE bzw. *SÜMARE. Das sutselv.-surselv. *zimár* erklärt sich, wie bereits Huonder, *Disentis*, p. 134 (= RF 11, 560) gesehen hat, als Komp. DE-SUMERE; in Cal. lebt überdies *CONSUMARE in gleicher Bedeutung. Weitere alte Reflexe von CONSUMERE vgl. *consümar DRG 4*, 103ss. Eine sehr interessante semantische Zwischenstufe ist erhalten in surselv. *simar giu ina clavella* 'einen Pflock dünner machen' (Bed. 2).

Etymologisch eindeutig ist auch Bed. 5 *čimár* 'die Spitze abhauen'. Das Wort ist Abl. von CYMA 'Spitze, Gipfel', REW 2438; FEW 2, 1608. Daraus kann auch Bed. 8 *račimár* 'gedeihen, sich erholen' leicht erklärt werden, wenn man als Ausgangssituation das Wiedererstarken der Saat nach einem Frühjahrsfrost oder dergleichen annimmt. *RE-CYMARE hieße also ursprünglich 'wieder Spalten treiben'. Klar ist auch Bed. 7, *čimént*, *šimient*, 'Boden des Backofens' etc. Cf. ausführlich zu CAEMENTUM FEW 2, 36.

Weniger klar ist der Stammbaum von *čimár* 'motten, glimmen' (Bed. 3). Hubenschmid hat keine Bedenken, auch diese Bedeutungsgruppe mit SÜMERE zu verbinden. Den Anlaut č- erklärt er, wenn ich ihn recht verstehe, teils als onomatopoetisches Element (p. 48, Zeile 12), teils aus Berührung mit *čima*, *čimár* < CYMA (p. 49 Mitte). Auch für das -i- der nordfranzösischen Formen *cimer* 'suinter' etc. macht er CYMA verantwortlich. Unbestreitbare Wechselwirkungen zwischen der Sippe von SUMERE und denjenigen von CYMA finden sich vereinzelt auch in unserem oben ausgebreiteten Material. Doch halte ich sie für jüngeren Datums. Mir scheint, die strenge Scheidung von *sümár* 'fließen', *čimár* 'motten, glimmen' im Unterengadin und die eher geringe Berührungen der beiden Formen in Mittelbünden (in der Surselva scheint die Bedeutung 'motten, glimmen' zu fehlen) für einen anderen Ursprung dieses Wortes zu sprechen. Es ist nicht zu trennen von engad. *čimáint* surselv. *čimien* 'Ofengas, Dampfbad', für dessen semantische Verbindung mit CAEMENTUM wie mit CYMA ich keinen plausiblen Weg zu sehen vermag. Es würde sich sicher lohnen, die lombardischen, zentralladinischen und friaulischen Bezeichnungen für die oben zusammengestellten Begriffe oder (von der rein etymologischen Seite her gesehen) die Reflexe von SUMERE, CYMA, CAEMENTUM ebenfalls zu untersuchen. Huonder, *Disentis*, p. 36 (= RF 11, 465) denkt für *čəmien* zögernd an *INCENDIMENTU, Carigiet schlug SUDAMENTU bzw. EXSUDAMENTU vor. Ohne die Verhältnisse in den Graubünden vorgelagerten Gebieten klarer zu sehen, darf eine endgültige Stellungnahme nicht gewagt werden.

P. 51: Guntram Plangg, *Romanisches in der Dichtung Oswalds von Wolkenstein*. Im Gegensatz zu Ferruccio Bravi, der in Oswald von Wolkenstein einen geborenen Ladinier (Grödner) erblickt, der erst an deutschen Höfen und in Deutschland Deutsch gelernt hat, weist Plangg nach, daß das romanische Wortgut in Oswalds Dichtung nicht aus dem Rätoromanischen (Ladinischen) stammt, sondern mehr oder weniger aus allen andern romanischen Sprachen. Nichts vermag nach Plangg die Behauptung zu stützen, der letzte deutsche Minnesänger sei von klein auf des Ladinischen mächtig gewesen oder könne als zweisprachig gelten. Der Verfasser zeigt ferner, in welchem Maße und wie Oswald lateinische, italienische, französische, ungarische etc. Wörter und Wendungen in seine Gedichte einflicht. Er untersucht ihre Form und würdigt diese Einschübe als Stilmittel der damaligen Zeit.

P. 67: Gerhard Rohlfs, *Aus dem Werdegang eines Romanisten*, ist die Einleitung, der erste Teil seiner Abschiedsvorlesung, gehalten am 24. Juli 1957 an der Universität München. So haben wir in dieser Festschrift Gelegenheit, das Leben und insbesondere die akademische Laufbahn von zwei deutschen Romanisten zu verfolgen.

II. Daco- et Italaromanica

P. 75: Karl Kurt Klein, *Der Rumänische und der Siebenbürgisch-Deutsche Sprachatlas (ALR und SDSA)*. In einem an den Forschungsbericht Kuhns *Über den Stand der rumänischen Philologie* anknüpfenden einleitenden Kapitel orientiert der Verfasser zunächst über die Bemühungen der Forschung um die Frage der Autochthonie oder Migration des Rumänischen, die in unserem Jahrhundert zwei so bedeutende Forscher wie Sextil Pușcariu und Alexandru Philippide diametral verschieden beantworteten. Er verweist gleichzeitig auf die ähnlich gelagerte Fragestellung in bezug auf die mögliche Herkunft des Siebenbürgischen aus dem Mosel-Rhein-Winkel (in einem oder mehreren Schüben?), um dann in einem zweiten Kapitel auf die Bedeutung der Sprachatlanten im Dienste der beiden Theorien einzugehen. Auf die Charakterisierung der Atlanten von Sever Pop und Emil Petrovici einerseits und des Siebenbürgisch-Deutschen Sprachatlases von Richard Huss folgen interessante Angaben über Neuaufnahmen und Neuplanungen, zum Beispiel Petrovicis Plan von 5 Regionalatlanten mit bedeutend dichterem Aufnahmenetz, Plan der erneuten sprachgeographischen Erfassung des Siebenbürgischen durch die Rumänische und die Berliner (Ostdeutsche) Akademie in Zusammenarbeit mit dem Innsbrucker Germanisten K. K. Klein (dem Verfasser des Berichtes). Das abschließende Kapitel *Leistungen und Lehren der Sprachgeographie* fesselt wegen seiner Unvoreingenommenheit gegenüber den bisher oft heiß umstrittenen Theorien und wegen der wohltuend offen ausgesprochenen Warnung vor dialektgeographischen Illusionen.

P. 111: Carl Theodor Gossen, *Rhetorisches in der modernen italienischen Prosa: Die Frage als Stilmittel*. Aus den Materialien zu seinen *Studien zur syntaktischen und stilistischen Hervorhebung im modernen Italienisch*, Berlin 1954, gibt der Verfasser eine Auswahl von rhetorischen Fragen, die vom Sprechenden nicht beantwortet werden, und von solchen, auf die er selber sofort die Antwort erteilt, und zeigt an ihnen die stilistische Wirkung auf.

III. Raetoromanica eorumque Praeromanica

P. 121: Karl Finsterwalder, *Romanische Ortsnamensuffixe in Tiroler Mundart und Schreibtradition*. Der Verfasser, dem die Wissenschaft eine beachtliche Zahl von Untersuchungen über Ortsnamenprobleme Tirols verdankt, stellt hier die Geschichte der Endungen -ile, -ill (< -ILE, -ILIA), -aur, -üra (< -URA), -ir (< -ORIU), -oenne, -ünne, -enn, -e usw. (< ONIA), -ein (< -INIA neben -INA), -agg (< -occu), -aul, -äul (< -ULE), -um (< -ONE) dar und geht ihrem Schicksal in rund 140 Namen nach. Es sind darunter schöne, überzeugende Etymologien zu finden, so *Frommedir* < EREMITORIU (p. 127), *Valtingoier* < FALCATORIA (p. 129), selten eher gewagte Ansätze wie etwa *FRUTICONIA zu FRUTEX für *Rudigéns*. Die Ableitung von *Gufidaun* aus CUBITONIA zu CUBITU 'Ellbogen' bleibt deshalb unsicher, weil das Eisack- und Pusteratal einst wohl, wie heute noch Zentralelladinen und Graubünden, den Typus cumbitu besaßen (cf. AIS 1, 147). Die Betrachtung der Ortsnamen nach ihren suffixalen Ele-

menten lädt zu einem Vergleich des tirolischen Namengutes mit demjenigen Graubündens ein, wo **-ILIA**, **-ONIA**, **-OCCU**, **-ULE** relativ schwach vertreten sind.

P. 151: Giuseppe Francescato, *Dittonghi induriti in friulano*. Der Verfasser grenzt das Gebiet des verhärteten Diphthonges im weiblichen Personalpronomen und im analogisch danach gebildeten weiblichen Possessivpronomen ab. Spontane Verhärtung des lautgerechten **mǟi* aus lat. plur. *MEI* wird für *mǟk* in Erto nachgewiesen, wo sich dann *tiäk* und *šiäk* analogisch an die erste Person anglichen.

P. 157: Hans Erich Keller, *Sprachliches aus Wallis und Bünden in römischer Zeit*. Zentrales Anliegen dieses Aufsatzes ist die Überprüfung der von L. Gauchat in seinem berühmten Vortrag «Sprachgeschichte eines Alpenüberganges» (Furka–Oberalp) zugunsten eines starken seit dem Altertum andauernden Kontaktes zwischen Wallis und Graubünden beigebrachten sprachlichen Argumente. Vorausgeschickt wird eine sehr willkommene Übersicht über die historischen Ereignisse zur Zeit der römischen Eroberungen, in der namentlich die Feststellung klärend wirkt, daß die übrigens nur für kurze Zeit Tatsache gebliebene Zuteilung des Wallis zu Rätien auf die Unvollkommenheit des dem römischen Verwaltungsapparat vorliegenden Kartenmaterials zurückzuführen ist. Irgendwelche Affinitäten oder Verkehrsbeziehungen über Oberalp–Furka in vorrömischer Zeit dürfen daraus nicht abgeleitet werden. Im Hauptteil werden dann die lexikologischen, lautlichen und morphologischen Übereinstimmungen zwischen dem Rätoromanischen und den frankoprovenzalischen Mundarten des Wallis in eine größere Sprachlandschaft hineingestellt, was dann zeigt, daß keines der angeführten Beispiele die Querverbindung innerhalb der Alpen voraussetzt. Ich kann dieser Argumentation um so vorbehaltloser beipflichten, als ich selber in einem im Jahre 1950 anlässlich der Jahresversammlung der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft in Chur gehaltenen (unveröffentlicht gebliebenen) Vortrag zu gleichlautenden Ergebnissen gekommen war. H. E. Keller zitiert daraus einen das Patrocinium des heiligen Theodul betreffenden Passus.

P. 179: Helmut Lüdtke, *Zwei umstrittene bündnerromanische Etymologien (lam, lom ‘weich’ und rubiesti ‘derb, grob’)*. Der Verfasser, der sich durch verschiedene Beiträge als guter Kenner des Bündnerromanischen ausgewiesen hat, entscheidet sich im Meinungsstreit um die Herkunft von *lam*, *lom* ‘weich’ gegen *REW* und *FEW* 16, 441, die an einen germanischen Stamm anknüpfen (*REW* langobardisch, *F EW* gotisch), mit Ascoli, Lutta usw. für Ableitung aus dem lat. *LAMA* ‘Morast’. Seiner Meinung nach hätte oeng. *lamgér*, surselv. *lumiár* ursprünglich ‘morastig machen’ > ‘weich machen’ bedeutet, woraus ein Verbaladj. *lam*, *lom* ‘morastig, aufgeweicht’ (vom Boden) entstanden wäre. Diese Überlegung trägt der Tatsache nicht Rechnung, daß *lama* nur im Engadin lebt und dort nicht ‘Morast’ bedeutet, sondern ‘eine tiefe Stelle im Fluß’, wo das Wasser ruhiger dahinfließt, oft in einer kleinen Einbuchtung, immer mit glatter Oberfläche im Gegensatz zum schäumenden Bild des rasch dahineilenden Wassers. Nur ganz vereinzelt bedeutet *lama* in La Punt auch eine ‘durch Regen oder Hochwasser entstandene Pfütze’. In Mittelbünden und in der Surselva ist das Wort in dieser Bedeutung unbekannt. Man braucht dafür *buola* (cf. *DRG* 2, 658). Für ‘Sumpf’ herrscht allg. *palü*, *paltu*; für ‘Morast’ erscheint in Flurnamen got. *fani* (*REW* 3184; *RN* 2, 137), *puoz* < *PUTEU*, *zocca* usw. Man gewinnt daher den Eindruck, *lama* im Sinne von ‘Morast’ und von ‘glatter, leicht stagnierender Stelle im Fluß’ habe in Rheinischbünden nie bestanden. Der Verfasser vermutet, **LAMICARE* > *lamgér*, *lumiár* ‘morastig werden’ erkläre sich aus geographisch-klimatologischen Verhältnissen des Landes, da es hier wenig stationäre Sümpfe gebe, anderseits im

Frühjahr in der Talsohle eine «alljährlich wiederkehrende Morastbildung» eintrete. Kenner Bündens und seines auch im Talgrund stets sehr rasch unter der Trockenheit leidenden kiesigen Bodens können dieser Überlegung nicht beipflichten. Gegen Ableitung von *lam* aus *LAMICARE spricht aber auch die Tatsache, daß das geläufige Deverbale in S und C *lomi* ist; daneben (so in Marmorera, wo -*i* sekundär zu -*a* abgeschwächt wird, auch *lama*, *metter a lama*, ‘Wäsche einlegen’, in S auch *lomgn* neben dem Verb *lomgnar*.

Für die Deutung von surselv. adj. *rubiesti* ‘derb, roh, ungehobelt’, sm. ‘Grobian’ hat G. Alessio wie seinerzeit Huonder, *Disentis*, p. 35, Kreuzung von ROBUSTUS × DOMESTICUS vermutet. Da jedoch als Resultat eines *ROBESTICU *ruviěsti zu erwarten wäre, schlägt Lüdtke eine Kreuzung von germ. RAUB- mit DOMESTICU vor, die in der Tat lautlich ausgezeichnet und semantisch nicht schlecht paßt. Von Bünden aus gesehen, legen namentlich Formen wie *rabiestg* in Lantsch eher spätere Einwirkung von *biestg* < *BESTIU ‘Tier’ oder von RABIES, RABIA ‘Wut’ nahe; cf. surmeir. *rabiest*, ‘agro, brusco’ bei Da Sale 54, heute *rabest* in Savognin, *rabiest* in Mulegns. Ob sich solche Einflüsse auch für it. *robesto* statt *rovesto geltend machen ließen, kann hier nicht untersucht werden.

P. 185: H. M. Ölberg klärt unter dem Titel *Gehen die Namen «Ladins» auf die Ladiner zurück?* das Schicksal des Suffixes *-inium* in Tirol und weist nach, daß sowohl *Ladins* im Schmirntal am Brenner als *Ladins* bei Thaur, östlich Innsbruck, dem vorrömischen Substratgut angehören.

P. 193: Eberhard Tiefenthaler, *Zur Sprache zweier rätoromanischer Urkunden*. Der Verfasser untersucht die Sprache der unter Nrn. 8 und 9 in H. Wartmann, *Urkundenbuch der Abtei St. Gallen*, Bd. 1, abgedruckten rätoromanischen Urkunden vom Jahre 744 und einer Kopie aus dem 9. Jh. Nachdem Robert von Planta schon 1920 in einem sich gezwungenermaßen auf das Allernotwendigste beschränkenden Exkurs in A. Helbok, *Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein*, aufgezeigt hat, was aus diesen Urkunden für die Frühgeschichte des Rätoromanischen zu holen wäre, muß begrüßt werden, daß sich endlich ein hiefür fachlich gut ausgerüsteter Romanist erneut an diesen Problemkreis heranwagt. Um wesentlich über die Ergebnisse R. v. Plantas hinauszukommen, genügten die beiden vom Verfasser eingehend untersuchten Urkunden indessen kaum. Eine kleine Ergänzung: Das in diesen Urkunden erhaltene *nodrigamintum* (cf. bei DuCange *nutricamentum*) lebt im Engadin als *nudriamaint* neben *nudrimaint* noch heute weiter. Zu p. 203: surselv. *majola* ist nicht, wie schon R. v. Planta meinte, das lautgerechte Resultat von MODIOLU, sondern gehört zu MAJORICA, cf. FEW 6, 60.

IV. Galloromanica

P. 215: Dieser gewichtige Abschnitt wird von Kurt Baldinger eingeleitet, der mit einer Studie über *Die Fischzucht in der Bresse im 17. Jahrhundert* die Bedeutung fachsprachlicher Quellen für die Lexikologie aufzeigt. Baldinger untersucht die Fischereiterminologie, wie sie uns in dem von Charles Revel 1665 herausgegebenen Buch *L'Usage des Pays de Bresse, Bugey, Valromey et Gez, levrs statvts, stil et edits ...* überliefert ist, und zeigt, wie die von Wilhelm Egloff, *Le Paysan Dombiste*, p. 84ss., erhobenen Fischereiausdrücke schon im 17. Jahrhundert und zum Teil früher in der gleichen Gegend auftreten. Auch die Kontinuität, Entwicklung und Bauart der Teiche, deren Bewirtschaftung, die Zucht- und Fangmethoden lassen sich nun schön

beobachten. Daß auch mancherlei Ergänzungen zum *FEW*, namentlich Erstdatierungen und semantische Varianten, beigesteuert werden, erstaunt keinen Lexikographen. Der Verfasser hat aus dem fast 500 Seiten umfassenden Werk von Revel nur wenige Seiten herausgegriffen. Wir denken, er wird diese Quelle einmal voll ausschöpfen und den Ertrag der Wissenschaft anderswo vorlegen.

P. 231: P. Gardette untersucht unter dem Titel *Les dénominations gallo-romaines de la noisette* das Schicksal von **NUX** und **ABELLA** und deren Ableitungen, wobei er zeigt, wie das Frankoprovenzalische hier wie für mancherlei andere Begriffe mit dem Süden marschiert.

P. 237: Gerold Hiltys Untersuchung *Ist französisch «jaloux» ein Lehnwort aus dem Altprovenzalischen?* ist eine neue, auf breiter Basis angelegte Überprüfung der bisherigen Bemühungen um die Abklärung der Geschichte dieses französischen Wortes. Den vier verschiedenen bisher unternommenen Versuchen, die französische Form *jaloux* statt des zu erwartenden *jeleux* zu deuten, fügt der Verfasser einen fünften bei. Seiner Meinung nach entwickelte sich **ZELOSUS** in einem Gebiet, dessen Kern die Ile-de-France sein dürfte, durch rein lautliche Dissimulationsvorgänge einerseits zu *jelous*, anderseits zu *jeleus > jaleus*, wobei dann das mit der provenzalischen Minnedichtung eng verbundene Wort sich letzten Endes in einer dem Süden stärker angepaßten Form verfestigte. Man mag sich zu Hiltys neuem Deutungsversuch stellen, wie man will; sicher bedeutet er eine wertvolle Ergänzung zum betreffenden Artikel des *FEW*.

P. 255: F. Krüger, *Haus und Hausrat des alten Luchonnais*. Die inhaltsreiche Darstellung ist zugleich ein Freundesdienst an Walter Schroeder, auf dessen Nachlaß sie sich gründet. Wer Krügers Forschungsrichtung aus seinen eigenen Wort- und Sachstudien, namentlich denjenigen, die sich auf die Pyrenäen beziehen, kennt, freut sich mit A. Kuhn über diese Ausweitung des Forschungsgebietes, in dem auch der Jubilar geistig beheimatet ist, ins Südwestfranzösische: Dem Titel entsprechend finden wir hier vor allem Aufschluß über den Charakter des Hauses, vornehmlich eines Einraum-Wohnhauses mit steilem Giebel und Strohbedachung. Man erfährt, wie ein solches Strohdach gebaut wird, wie die Teile von Dachstuhl und Dachmantel heißen; man wird dann in die Küche (im Einraumhaus zugleich Wohn- und Schlafraum) geführt; man bekommt Einblick in die Funktion der Feuerstätte, sieht die Lage des Backofens, die Form des Rauchabzuges, der Herkette und des Feuerbocks und läßt sich schließlich den alttümlichen, aber immer noch dem Leben dieser Bauern dienstbaren Hausrat vorführen. Dauernd wird der Leser zu Vergleichen mit den Verhältnissen im Alpengebiet anhand von Scheuermeiers *Bauernwerk* angeregt. Der aus einem Baumstamm ausgehöhlte längliche Pökeltrog findet seine genaue Entsprechung im bündnerischen Hochtal Avers und ist abgebildet in Chr. Simonett, *Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden 1*, p. 210. Eine Zierde dieser Darstellung Krügers sind die 38 auf Kunstdruckpapier reproduzierten Photos von Landschaften, Häusern, Innenräumen und von Hausrat sowie die 8 Grundrisse.

P. 279: *Arten der Kurzfügung*. Moritz Regula unterbreitet dem Gefeierten unter den Untertiteln «Ellipse» und «Kompression» einen schönen Strauß von Beispielen für beide syntaktischen Formen, um so in prinzipiellen Punkten zum Aufsatz *Ellipsonomie et Ellipsophobie dans l'explication des faits de syntaxe* von R. Le Bidois in den *Mélanges de linguistique française offerts à Charles Bruneau* Stellung zu nehmen.

P. 297: Eugen Thurnher hat die von Ernst Jünger besorgte Übersetzung der *Maximes et pensées* von Antoine Rivarol sorgfältig geprüft und weist auf Grund einiger

Beispiele auf die Problematik des Übersetzens hin. «Jede echte Übersetzung», meint Thurnher, «ist zugleich Interpretation. Nicht Übersetzung, sondern Auseinandersetzung.»

V. Iberoromanica

Über diesen Abschnitt werde ich sehr knapp orientieren; es betrifft ein Gebiet, das außerhalb meines wissenschaftlichen Blickfeldes liegt. Daß iberoromanische Beiträge in einer Alwin Kuhn gewidmeten Festschrift nicht fehlen durften, versteht sich. Sieben in diesem Teil der Romania gut beschlagene Fachleute haben hier ihre Untersuchungen vereinigt. P. 309: Manuel Alvar handelt über *Portuguesismos en Andaluz*. Er illustriert die Verbreitung einiger portugiesischer Worttypen anhand von sieben klaren Kärtchen. – P. 325: A. M. Badía Margarit steuert *Tres notas de Sintaxis Medieval Aragonesa* bei. – P. 333: Germán Colón untersucht die Bedeutungsentwicklung von sp. *meaja*, kat. *mealla* < MEDIALIA (> *MEDALIA) in der Bedeutung 'Hahnentritt, Befruchtungspunkt im Ei', auch 'Eigelb'. – P. 339: Eduard Glaser geht der Frage nach, ob *sebos* aus SAEVUS oder aus SUEBUS abzuleiten sei. – P. 345: Antoni Griera, der Nestor der katalanischen Dialektologie, bietet eine Auswahl von Wörtern, die geeignet sind, die charakteristischen Merkmale der Mundart von Benasc in den aragonesischen Pyrenäen hervorzuheben. Er entnimmt sie dem Questionnaire, das er selber dort im Jahre 1916 abgefragt hatte. Sechzehn Jahre später gestattete er W. Elcock, der eine vergleichende Studie über die gaskognischen und aragonesischen Dialekte vorbereitete, eine Kopie davon anzufertigen. Diesem Umstande verdanken wir die Erhaltung dieser Aufnahme, während das gesamte übrige für den *Atlas lingüistic de Catalunya* gesammelte Material, soweit es nicht bereits auf den Karten 1–858 des *ALCat.* veröffentlicht war, im Jahre 1936 während der spanischen Revolution verlorenging. – P. 351: Joseph M. Piel untersucht anhand einer stattlichen Anzahl von Ortsnamenbelegen wie *Alén*, *Além*, *Alende*, *Acence* das Schicksal von lat. *ILLINC*, **ILLINCE* in der Toponomastik des hispanischen Nordwestens. – Abschließend beleuchtet p. 357 Bernard Pottier die lautgeschichtliche Seite des portugiesischen *el-rei* 'der König, Seine Majestät'.

Den abschließenden Teil des Festbandes bildet p. 359 ss. ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen Alwin Kuhns, zusammengestellt von Guntram Plangg, eine imponierende Bestandesaufnahme, zugleich eine eindrückliche Rechtfertigung für *Weltoffene Romanistik*, den Titel, der die Festschrift zierte. Es folgen Etyma-, Wort- und Personenverzeichnisse.

A. Schorta

*

Travaux de Linguistique et de Littérature publiés par le Centre de Philologie et de Littératures romanes de l'Université de Strasbourg 1 (1963), 237 p.; 2 (1964), 257 + 149 p.

Nachdem 1956 das *Centre de Philologie et de Littératures romanes* an der Universität Straßburg gegründet wurde mit dem Ziel, neue Romanistengenerationen heranzuziehen und die Romanistik ganz allgemein durch Kolloquien und Studienwochen zu fördern, verfügt dieses Zentrum nun auch über sein eigenes Publikationsorgan¹, dessen

¹ Bereits 1960 wurden die wissenschaftliche Reihe *Bibliothèque française et romane* und das *Bulletin des Jeunes Romanistes* geschaffen; das letztere soll jungen Forschern

erstes Faszikel hier vorliegt. In ihm sollen in Zukunft in nicht genau festgelegten Abständen – wenn möglich jedoch jedes Jahr – aus der Forschungstätigkeit der Mitglieder und Mitarbeiter des *Centre* entstandene Arbeiten publiziert werden, es so zum Spiegel der dort behandelten Themen und Arbeitsmethoden machend. Die Vielgestaltigkeit und methodische Verschiedenartigkeit dieser ersten Serie von Beiträgen zeugt von der Aufgeschlossenheit und Vorurteilslosigkeit, die im *Centre* herrschen: «En effet, il n'exclut aucune doctrine et n'en impose aucune; l'esprit qui l'anime est celui d'une libre recherche et d'une coexistence libérale, voire d'une confrontation loyale de tous les enseignements de caractère scientifique.»² Dieser Geist ist auch in den *Travaux* wiederzufinden und macht sie zu einer überaus fruchtbaren und anregenden Lektüre. Hier nun einige Hinweise auf die einzelnen Beiträge.

1. BERNARD POTTIER, *Du très général au trop particulier en analyse linguistique* (p. 9–16). – Pottier geht von der Feststellung aus, daß der Sprachforscher leicht in zwei entgegengesetzte Extreme verfällt: entweder löst er sich von den speziellen Fakten, um die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten und von da aus die Konstanten einer Sprache oder einer Gruppe von Sprachen zu erarbeiten, oder aber er bemüht sich um eine möglichst minutiose Beschreibung der Einzelerscheinungen. Die gute linguistische Beschreibung scheint Pottier zwischen den beiden Extremen zu liegen: sie ist «assez particulière pour que les cas, toujours différents, du discours soient prévisibles dans leurs caractéristiques pertinentes; assez générale pour faire apparaître les constantes pertinentes du phénomène envisagé, dont toutes les réalisations de discours représentent un cas particulier de sélection» (p. 10). So kommt er dazu, zum Beispiel eine reine *grammaire séquentielle* im Bereich der Syntax abzulehnen: der Mechanismus einer Aussage fußt vielmehr auf meist mehrere «Wörter» umfassenden Einheiten, den eigentlichen *éléments séquentiels* (die die Syntagmen bilden) und den *éléments récurrents*, Bestandteilen der *éléments séquentiels*, die selbst wie Syntagmen aufgebaut sind³. Dadurch reduzieren sich die für die französische Aussage in Betracht zu ziehenden Elemente auf ihrer drei, wobei das Vorhandensein des dritten nicht obligatorisch und seine Stellung variabel ist: die *séquence nominale* (*N*), die (ein allfälliges Objekt einschließende) *séquence verbale* (*V*) und die *séquence X* (*circonstants*). Daraus erhält Pottier folgende Grundformel für die Aussage: (*X*) *N*¹ (*X*) *V*¹ (*X*)⁴.

Die gleichen methodischen Prinzipien lassen sich auf das phonetische Gebiet anwenden. Ist in der Syntax die kleinste Einheit auf dem *niveau moyen d'analyse* die Sequenz, so ist es hier das Phonem, das durch eine gewisse Anzahl von – aus dem Vergleich mit andern Lautrealisierungen gewonnenen – distinktiven Zügen (*phèmes*) gekennzeichnet ist; ihre Gesamtheit bildet das *phémème*. Ebenso verläuft die Analyse im semantischen Bereich: die kleinste (dem Phonem entsprechende) Bedeutungsein-

eine Publikationsmöglichkeit für ihre ersten wissenschaftlichen Arbeiten bieten und konkurrenzieren deshalb die *Travaux* nicht direkt, cf. unten.

² Cf. G. STRAKA, *Avant-propos*, *TLL* 1, 8.

³ Zum Beispiel élément séquentiel: *la reconstitution de la scène de la rupture*; éléments récurrents: *de la scène*, *de la rupture*. Es handelt sich hier um eine *N*-Sequenz, cf. unten.

⁴ Die Bedeutung der Indizes können wir hier vernachlässigen; cf. dazu *TLL* 1, 9. – Als Beispiel für eine Aussage *XNXVX* könnte zum Beispiel gelten:

Hier	mon père	y	a tué un lapin	par un coup de fusil
X	N	X	V	X

heit ist das Monem (formalisierte Aspekt), dessen distinktive semantische Züge (*sèmes*) in ihrer Gesamtheit das *sémème* bilden. Schließlich wird in diesem vor allem durch seine logisch-analytischen und terminologischen Bemühungen gekennzeichneten Aufsatz dem allgemein geläufigen Begriff des Archiphonems ein Archisemem im semantischen Bereich gegenübergestellt.

2. GEORGES STRAKA, *La division des sons du langage en voyelles et consonnes peut-elle être justifiée?* (p. 17–100). – Straka nimmt in dieser Studie eine Arbeit aus dem Jahre 1941 wieder auf⁵, die ergänzt und auch in wesentlichen Punkten modifiziert wird. Er geht von der Tatsache aus, daß die aus einer langen Tradition übernommene Scheidung zwischen Vokalen und Konsonanten sich wissenschaftlich nur sehr schwer begründen läßt. In einer Art Forschungsbericht⁶ stellt er die bisherigen Rechtfertigungsversuche dieser Gegenüberstellung zusammen und unterzieht sie einer eingehenden Kritik. Von der Hörbarkeit her läßt sich die herkömmliche Klassierung schlecht aufrechterhalten; wohl sind im allgemeinen die Vokale besser hörbar als die Konsonanten, doch finden sich auch gewisse (*u*, *i*, *ü*, *ö*), die schlechter hörbar sind als einzelne Konsonanten (*r*, *y*, *s*)⁷. Ebensowenig ergibt sich unter physikalisch-akustischen Gesichtspunkten eine saubere Grenze zwischen den beiden Lautgruppen. Noch heute wird manchmal gelehrt, die Vokale seien musikalisch (periodisch), die Konsonanten dagegen aperiodisch (Lärm). Nun hat aber schon Rousselot gezeigt, daß es auch bei den Vokalen Lärmerscheinungen gibt, die für diese mindestens so charakteristisch sind wie die musikalischen Elemente (cf. die geflüsterten Vokale, die vollkommen erkennbar bleiben; gleiches gilt auch bei den stimmhaften Konsonanten). So erweist sich denn der Lärm als ein Bestandteil aller Laute; verschieden ist nur die Rolle, die er im akustischen Gesamtbild spielt. Eine funktionelle Begründung der Scheidung (Sonanten – Konsonanten) ist deshalb nicht möglich, weil vor allem *r*, *l*, *m*, *n* (aber auch *s*, *ʃ*) in silbischer Funktion vorkommen, und zwar eindeutig auch in Fällen, wo ein Stützvokal (auf den die Rolle des Silbenzentrums übertragen werden könnte) fehlt. Von den physiologischen Begründungen ist ebenfalls keine pertinent: – Kieferwinkel und Öffnung des Mundkanals nicht, weil einerseits zum Beispiel *y/w* offener sein können als *i/u* (ebenso *x*), bei *s/z* sich die Zunge weniger hebt als bei *i* etc. – Öffnungs(Vokal) und Schließungsbewegung (Konsonant) kommen deshalb nicht in Frage, weil eine gemeinsame Basis fehlt: wir haben für alle Vokale nur dann eine Öffnung, wenn wir von der *absoluten* Ruhestellung, für alle Konsonanten eine Schließung, wenn wir von der *relativen* Ruhestellung ausgehen usf. Alle übrigen Scheidungsmerkmale, die schon angeführt wurden, haben nur relationalen Charakter, es handelt sich nur um Gradationen, weshalb denn auch nur eine relative Beschreibung möglich scheint; viele Phonetiker lehnen darum eine Scheidung in Vokale und Konsonanten ab.

Nun gibt es aber trotzdem eine bis anhin kaum beachtete Erscheinung, die Vokale und Konsonanten einander radikal und absolut gegenüberstellt, eine Erscheinung, auf die schon von Bogorodickij und Chlumsky hingewiesen wurde, die aber noch nie im Zusammenhang mit der Scheidung Vokal/Konsonant gesehen wurde: die Verstärkung respektive Verminderung der Artikulationsenergie hat genau entgegengesetzte Effekte auf Konsonanten und Vokale. Bei Verstärkung der Artikulationsenergie

⁵ Cf. *Voyelle et consonne: mise au point de la question relative à la distinction des deux groupes*, *BL* 9 (1941), 29–39.

⁶ §§ 3–8 (p. 20–35).

⁷ Cf. p. 20–21 die experimentell aufgestellte Hörbarkeitsliste.

schließen sich die Konsonanten, während sich die Vokale öffnen, wogegen die Veränderung die gegenteiligen Effekte zeitigt. In § 10 (p. 36–43) wird diese Feststellung in einem Kommentar zu den im Anhang (p. 82–98) gelieferten experimentell gewonnenen Dokumenten überzeugend untermauert (die Versuche umfassen Palatogramme, Röntgenaufnahmen, Röntgenfilme, Filme über die Lippen- und Unterkieferbewegung und Sonagramme). Dieser Gegensatz zwischen Vokalen und Konsonanten wird auf physiologischer Grundlage erklärt, und zwar daraus, daß die Konsonanten in erster Linie durch die Hebungs-, die Vokale vornehmlich durch die Senkungsmuskulatur von Zunge und Unterkiefer artikuliert werden; allerdings können sekundär jeweils auch die entgegengesetzten Muskeln noch beteiligt sein, doch bleibt die obige Basiszuordnung immer dominierend.

Allerdings sind so noch nicht alle Probleme gelöst, und Straka geht ihnen auch nicht aus dem Wege; er befaßt sich in § 12 mit einigen Sonderfällen, die seinen Feststellungen zu widersprechen scheinen (dem *h*, der Quantität von silbischem *γ* und *l*, dem Verhalten der Nasale und der Qualität der Schwachtonvokale); diese Spezialfälle können jedoch alle überzeugend erklärt werden. Die hier gemachten Feststellungen über das Verhalten von Konsonanten und Vokalen unter dem Einfluß der Veränderung der Artikulationsenergie scheint uns vor allem für die historische Phonetik von größter Bedeutung zu sein. Straka weist selbst am Schluß seiner Studie noch kurz auf diese Konsequenzen hin und verspricht für die nahe Zukunft eine Arbeit, in der er die Folgen der Tatsache aufzeigen will, daß «au cours de sa préhistoire et de son histoire, notre langue (das Französische) avait traversé deux périodes de fermeté musculaire, séparées par une longue période – allant du IV^e siècle au XII^e – marquée par la faiblesse articulatoire» (p. 73)⁸.

3. ROBERT TAYLOR, *Contribution à l'étude de l'aspect articulatoire des consonnes de liaison en français contemporain* (p. 101–123). – In der Studie Taylors geht es um die Frage, ob die Quantität eines normalen intervokalischen Konsonanten gleich oder verschieden von derjenigen einer entsprechenden *consonne de liaison* sei: besteht zum Beispiel eine distinktive Opposition zwischen den *z* in *des espoirs* – *désespoir*, *des astres* – *désastre* etc. Von einer Frage nach der Identität der entsprechenden *mots phonétiques* zu sprechen scheint uns allerdings nicht statthaft: auch die Akzentverhältnisse bewirken schließlich eine Scheidung.

Das gestellte Problem wird nur für *z* und *t* untersucht, und zwar anhand eines für jeden dieser Laute 18 Oppositionspaare (intervokalisch – Bindestellung) umfassenden Questionnaires, das unter Berücksichtigung folgender Prinzipien aufgestellt wurde: 1) Nur gleiche Konsonanten sind in ihrer Dauer vergleichbar. 2) Da die Dauer von der Stellung zum Akzent abhängig ist (je weiter ein Laut vom Akzent in Richtung Wortanfang entfernt ist, desto kürzer ist er), dürfen nur Silben in gleicher Stellung verglichen werden. 3) Da die Wortlänge die Dauer ebenfalls beeinflußt, müssen die Wörter von gleicher Länge sein. 4) Da auch die vokalische Umgebung von Bedeutung für die Dauer ist, sollen verglichener inlautender Konsonant und Bindekonsontant in gleicher vokalischer Umgebung stehen. Diese Forderungen zu realisieren ist nicht so einfach. Einmal läßt sich nicht immer eine wirklich gleiche vokalische Umgebung für die beiden einander gegenübergestellten Typen finden, was Taylor auch zugibt. Aber auch Oppositionen wie *et vas y – aphasie, quelques ampoules – sur Besançon* etc. schei-

⁸ Vgl. die Abgrenzung dieser Phasen in *Actes du IX^e Congrès international de Linguistique romane (Lisbonne 1961)* I, 123–136. – Cf. ferner *TLL* 2, 17–98.

nen uns äußerst fragwürdig, können die beiden Glieder vom rhythmischen Gesichtspunkt aus einander doch sicher nicht gleichgesetzt werden. Der Wert der Versuchsreihe wird dadurch nochmals vermindert, daß die Testwörter – infolge des Strebens nach Erfüllung der obigen Bedingungen – oft recht ausgefallen sind und sich deshalb schlecht als Zeugen eignen.

Der Versuch wird nun für *z* mit zwei, für *t* mit drei Testpersonen durchgeführt, die alle aus dem gleichen Milieu stammen (Studenten). Als Aufnahmegerät dient ein von G. Straka perfektionierter Kymograph, der durch ein Tonbandgerät ergänzt wird. Dabei ergibt sich, daß bei *J* der Bindekonsanant im Mittel aus den jeweils sechs Artikulationen pro Stellung immer länger gesprochen wird als in entsprechender intervokalischer Stellung, während bei *L* der Bindekonsanant im Mittel jeweils kürzer ist; dies gilt für *z* und für *t*⁹. Beim dritten Sujet (*M*), für das nur die Aufnahmen für *t* vorhanden sind, haben wir im Prinzip die gleichen Verhältnisse wie bei *L*, nur mit dem Unterschied, daß die Differenz zwischen den Mittelwerten wesentlich geringer, die Ausnahmen dagegen häufiger sind. Diese Resultate scheinen für unser Problem überhaupt keine Schlüsse zuzulassen. Trotzdem glaubt Taylor, daß die Verhältnisse bei *L* diejenigen bei normaler Aussprache (Konversationston) darstellen; die Aussprache von *M* soll weniger spontan sein, und die Verhältnisse bei *J* sollen sich aus seiner Gewohnheit, zu predigen (er ist Priester) erklären, aus einem Stil, der besonders die erste Silbe betone und gleichzeitig die Aussprache der Bindekonsananten besonders pflege, was zusammen eine Dehnung derselben bewirke. Da die Abweichung von der Artikulationsdauer in intervokalischer Stellung aber nie mehr als zehn bis zwanzig Prozent beträgt (durchschnittlich etwa 3 cs) und ein solcher Unterschied nur für ein extrem feines Ohr hörbar ist, kann der Quantitätsunterschied bei *des astres* – *désastre* etc. sicher nie distinktiven Charakter haben. Diese Resultate sind nicht nur recht mager, sie kranken zweifellos auch an einer zu schmalen Informationsbasis und erfordern weitere Untersuchungen unter Einbeziehung aller Bindekonsananten und von Sujets aus den verschiedensten sozialen Klassen¹⁰.

4. P. BURGSTAHLER – G. STRAKA, *Etude du rythme à l'aide de l'oscillograph cathodique combiné avec le sonomètre* (p. 125–141). – In jeder Rede existiert ein gewisser Rhythmus; die Schnelligkeit, mit der gesprochen wird (mag man auch so langsam als möglich sprechen) erlaubt es jedoch nicht, die Dauer der einzelnen Takte und die Intensitätsunterschiede zwischen ihnen mit genügender Genauigkeit zu erfassen. Die

⁹ Allerdings finden sich vereinzelte Oppositionspaare, wo die Resultate dem Mittelwert für die entsprechende Gruppe widersprechen. Taylor glaubt sie alle aus speziellen Bedingungen erklären zu können (Affekt, Insistenz des Sujets, vulgäre Sprechgewohnheiten etc.).

¹⁰ Ist die Studie auch für das zentrale Thema wenig befriedigend, so zeitigt sie doch noch einige interessante Nebenresultate. Einmal ergibt sich ein gewisses Kompensationsgesetz innerhalb der Silbe: wird der anlautende Konsonant gedehnt, so wird der Vokal automatisch gekürzt und umgekehrt. Dann zeigt sich auch, daß die Abnahme der Vokaldauer bei zunehmender Entfernung vom Akzent gegen den Wortanfang hin vor allem in der 1. Silbe vor dem Ton sehr stark ist, zwischen der ersten und der zweiten Silbe dagegen nur noch geringe Bedeutung hat. Gleches gilt für die Konsonanten, ja, hier ist der Laut in der zweiten Silbe vor dem Ton sogar verschiedentlich länger als in der ersten, was Taylor mit der modernen Tendenz, die Anlautsilbe zu verstärken (und damit zu längern), in Zusammenhang bringt (cf. p. 118).

beiden Autoren beschreiben eine von ihnen entwickelte Apparatur zur experimentellen Erforschung des Rhythmus. Sie besteht im Prinzip aus einer Kombination von Kathodenstrahloszillograph und Filmkamera. Die Filmkamera ist mit einer Vorrichtung versehen, die in der Horizontalen einen Zeitraster (Distanz der Marken 1 cs) einzublenden erlaubt. Ferner wird die Scheibe des Oszillographen mit einem horizontalen Liniennetz (Distanz 1 cm) überzogen, das dann auf dem Film als 4-mm-Raster erscheint. Mit Hilfe des Sonometers werden die Amplituden des Oszillographen so reguliert, daß sie von Linie zu Linie einem Intensitätsunterschied von zehn Dezibel entsprechen. So ist es möglich, nicht nur die Distanz der einzelnen Akzente, sondern auch ihre Intensität zu messen.

5. ODETTE METTAS, *Etude sur les facteurs éclorématiques de l'intonation en français* (p. 143–154). – Obwohl die Zahl der bisher der Intonation gewidmeten Studien nicht sehr groß ist, spielt diese doch eine beachtliche Rolle in der Rede, da die affektiven Elemente der Aussage größtenteils durch sie zum Ausdruck gebracht werden. So, wie die Phoneme in jeder Sprache eine durch besondere Züge gekennzeichnete Aussprache haben, so soll nach der Verfasserin auch die vor allem am Satzende variable Intonation gewissen durch die Tradition sanktionierten Gesetzen gehorchen. Diese Gesetzmäßigkeiten sollen nun nicht mehr (wie meist bis anhin) impressionistisch, sondern wissenschaftlich untersucht werden. Der Satz *Il sera chez lui vers trois heures?* wird durch Analyse in seine wesentlichen akustischen Komponenten zerlegt (hier sind es 11 Parameter) und nachher mit dem Apparat OVE II wieder synthetisiert, wobei natürlich gewisse Elemente der natürlichen Sprache unberücksichtigt bleiben. Bei dieser Synthesierung können nun einzelne der Parameter modifiziert werden. Die Verfasserin tut dies vor allem für die Grundfrequenz (und die Dauer) im Bereich von *a* (in *trois*) und *ö* (in *heures*) sowie für das *i* im verkürzten Satz *il sera chez lui*. Die erhaltenen 21 künstlichen Sätze legt sie 20 Personen von verschiedenem Alter und Beruf, die alle seit Jahren in Paris wohnen, vor. Ihr Urteil über die ausgedrückte affektive Nuance (cf. die Tabellen p. 150/151) zeigt wohl immer gewisse Schwerpunkte, doch fehlen auch mehr oder weniger häufige Abweichungen von diesen nie, so daß wir schließen müssen, die Modifikation der Grundfrequenz (und der Dauer) am Satzende sei zwar ein wesentlicher, aber nicht der einzige beim Ausdruck der affektiven Elemente mitspielende Faktor.

6. CHARLES MULLER, *Le mot, unité de texte et unité de lexique en statistique lexicologique* (p. 155–173). – Daß die Definition des Wortes ein heiß umstrittenes Problem der Linguistik ist, daß es bis jetzt keine vollauf und allseitig befriedigende Lösung gefunden hat, dies ist auch Muller bewußt; ihm geht es auch nicht darum, eine neue Definition des Wortes zu geben, sein Anliegen ist vielmehr rein praktischer Natur: wie ist das «Wort» bei statistischen Arbeiten zu erfassen, und zwar sowohl beim Feststellen der Anzahl der einen Text ausmachenden «Wörter» (*occurrences*; Faktor *N*) wie auch beim Erfassen der Anzahl der verschiedenen in einem Text vorkommenden «Wörter»¹¹ (Vokabular des Textes; Faktor *V*)¹². Das von Muller zur Erfassung des Faktors *N* vorgeschlagene Prinzip ist an sich einfach: jede graphische Einheit ist ein Wort (Tren-

¹¹ Wie diese Gegenüberstellung zeigt, ist die doppelte Verwendung des Begriffs *Wort* (*mot*) äußerst verfänglich und kann leicht zu Verwirrungen führen; wir würden im zweiten Fall lieber *Lexem*, *Form* oder ähnliches setzen.

¹² Ebenso natürlich zur Feststellung der Faktoren *V*₁, *V*₂ ... *V*_n, d. h. der Anzahl der 1-, 2- ... *n*-mal in einem bestimmten Text vorkommenden Wörter.

nungskriterium: der Zwischenraum). Allerdings ergeben sich gewisse Zweifelsfälle: eine graphische Einheit kann in mehrere Wörter aufgelöst werden (zum Beispiel *aux, du, prends-le, vient-il, l'agneau, c'était etc.*), während umgekehrt mehrere graphische Einheiten verschiedentlich als ein Wort zu gelten haben (cf. zum Beispiel *faire peur, pomme de terre, parce que etc.*). Auch das bei der Erarbeitung des Faktors V anzuwendende Kriterium ist an sich einfach (1 Wort = 1 graphische Form), doch sind hier die besondere Probleme aufgebenden Fälle viel häufiger. Muller setzt sich mit der Adaption an den Kontext (*le – l', me – m', beau – bel usw.*), den flektierten Formen (Verben [*tenais – tint – tenir etc.*], Adjektive [*vieux – vieil – vieille etc.*] und Substantive [*manteau – manteaux; chat – chatte etc.*]) auseinander und schlägt bei den Verben und den Adjektiven ein *regroupement* unter einem «Wort», bei den ein Lebewesen bezeichnenden Substantiven unter zweien (m./f.) vor. Neben diesen Fällen, wo es darum geht, verschiedene Formen unter einem Wort zu klassieren, stellt sich auch das Problem der zu verschiedenen «Wörtern» zu stellenden einen Form: die Polysemie (semantische Polyvalenz; zum Beispiel *voler*), die syntaktische (zum Beispiel *rire*) und die funktionelle Polyvalenz (zum Beispiel *lui*). Diese Zweifelsfälle werden von Muller alle an zahlreichen Beispielen erläutert und diskutiert, oft eine eindeutige Lösung vorgeschlagen, verschiedentlich das Problem aber auch in der Schwebe belassen, weil es sich nur im Hinblick auf den spezifischen Zweck einer Statistik lösen läßt. Eine vollkommene Norm gibt es nicht, «parce que le caractère complexe et mouvant du langage n'obéit jamais parfaitement à la quantification» (p. 172). Die zu wählenden Kriterien hängen immer davon ab, ob man eine Statistik der Ausdrucksmittel (Formen) oder eine solche der Begriffe und Beziehungen erstellen will. Immer sollen sie aber so gewählt werden, daß sich daraus ein möglichst einfach zu handhabendes, auch von einem Nichtlinguisten (zum Beispiel dem Operateur) benutzbares Instrumentarium ergibt.

7. GÉRARD MOIGNET, *L'incidence de l'adverbe et l'adverbialisation des adjectifs* (p. 175 bis 194). – Die Studie Moignets befaßt sich mit zwei Problemen: mit dem Element, das jeweils durch ein Adverb näher bestimmt wird, und mit der Möglichkeit, zu den einzelnen Adjektiven ein Adverb auf -ment zu bilden. Für den ersten Teil geht er von den Guillaumeschen Begriffen der innern und äußern Inzidenz aus¹³. Als innere Inzidenz wird die Beziehung zwischen jedem Substantiv, Verb, Adjektiv etc. und dem zugrunde liegenden Basisbegriff bezeichnet; als äußere Inzidenz hat die Abhängigkeit eines Adjektivs von einem Substantiv (sie schlägt sich sichtbar im Accord in Zahl und Geschlecht nieder), eines Verbs von seinem Subjekt (cf. Accord der Person) etc. zu gelten. Beide Inzidenzarten finden sich auch beim Adverb: die innere zu einem Basisbegriff, die äußere zu einer adjektivischen oder verbalen Inzidenz (innerer oder äußerer Art)¹⁴. Das Adverb hat somit die Funktion, eine andere Beziehung (Inzidenz) näher zu umreißen, wir haben eine Inzidenz zweiten Grades.

¹³ Wir werden in nächster Zukunft zu zeigen versuchen, daß neben die innere und die äußere Inzidenz noch eine dritte Kategorie, diejenige der aktualisatorischen Inzidenz zu stellen ist: Wir denken dabei sowohl an den Konjunktiv, der (als nur in bezug auf die Person aktualisierte Verbalform) für die temporale Komponente immer von einem (sprachlich oder situationell) vollaktualisierten Element abhängig ist, als auch an den Infinitiv und die Partizipien, wo eine solche Abhängigkeit sowohl in bezug auf die Person wie die Zeit besteht (zur Aktualisierung des Verbums in einem temporal-personellen Koordinatensystem cf. G. HILTY, VRom. 24 (1965), 271, 282, 285).

¹⁴ Die Unveränderlichkeit des Adverbs erweist sich so als Accord-Erscheinung: Da

Die Frage der Möglichkeit der Adverbialisierung der Adjektive wird im Lichte der bekannten Guillaumeschen Theorie der zwei Spannungen untersucht: die Spannung I hätte demzufolge partikularisierenden (zum Beispiel beim Adjektiv Schaffung der Grundidee), die Spannung II generalisierenden Charakter (Eingliederung der Grundidee in die Kategorie der Adjektive und dieser entsprechende Behandlung). Die Adverbialisierung wird nun als eine vom *adjectif construit* (Spannung I) ausgehende zusätzliche Generalisierung (Spannung II) gesehen, eine Generalisierung, die nicht nur Eingliederung in die Kategorie des Adverbs bedeutet, sondern gleichzeitig auch eine Neutralisierung des Gegensatzes *univers-espace* (Nomen) – *univers-temps* (Verb) einschließen soll. In diesem Zusammenhang werden nun auch die nicht-adverbialisierbaren Adjektive untersucht. Nach Moignet sind zwei Gruppen zu unterscheiden: a) die Adjektive, die aus semantischen Gründen nicht adverbialisiert werden können (*adjectifs signifiant des notions spatiales* – *adjectifs de couleur* – *adjectifs des vocabulaires techniques* – *adjectifs appartenant au genre animé*). Das semantische Hindernis wird darin gesehen, daß das Semantem diese Adjektive derart fest und ausschließlich im *univers-espace* verankert, daß es den Einschluß einer temporalen Komponente, die jedem Adverb innewohnt, verunmöglicht. Adverbialisierung wird erst dann möglich, wenn die spatiale Grundbedeutung metaphorisch erweitert wird. b) die Adjektive, bei denen das Hindernis formaler Natur ist (*possible*, *capable*, *susceptible*¹⁵ – *autres adjectifs en-able, -ible, -uble* – *participes adjetivés*), wobei dieses Hindernis allerdings nicht im traditionellen, sondern im Guillaumeschen Sinn formaler Art ist: das betreffende Adjektiv wird in besonders starkem Maße als an der formalen (in der Spannung II geschaffenen) Natur des Verbums teilhabend gesehen (temporaler Charakter), so daß eine von der spatialisierten Form (Adjektiv) ausgehende Rücktemporalisierung (Adverb) nicht opportun erscheint, eine Rückkehr zur primären temporalen Form (Verb) vorgezogen wird: was Moignet als formales Hindernis bezeichnet, ist letzten Endes doch wieder semantischer Natur (cf. auch Moignet, p. 193).

Man mag sich nun zur Guillaumeschen Theorie der beiden Spannungen stellen, wie man will: sicher ist, daß Adjektive mit betont spatialem oder temporalem Semantem der Adverbialisierung besonders großen Widerstand entgegensetzen. Unabhängig von der Theorie Guillaumes würden wir dies folgendermaßen begründen: Das Adverb charakterisiert eine (innere oder äußere) Inzidenz, wobei die Inzidenz als rein gedanklich-sprachliche Beziehung zu verstehen ist, die in bezug auf die räumlichen und zeitlichen Aspekte, die jeder realen Beziehung innewohnen, neutralisiert ist. Diese Neutralisierung der Inzidenz schließt nun ihre Charakterisierung durch rein räumliche und zeitliche Elemente aus: sie ist nur in quantitativem und qualitativem Sinne möglich (durch essentiell räumlich-zeitliche Elemente also nur dort, wo diese metaphorisch erweitert werden und quantitative oder qualitative Bedeutung annehmen).

8. A. MANIET, *Le substrat celtique dans les langues romanes. Les problèmes et la méthode* (p. 195–200). – Kurze Skizze der Erforschung des Gallischen, seiner wichtigsten Charakteristiken sowie der inselkeltischen Züge, die vom Französischen her oft analogisch für das Gallische geltend gemacht wurden.

es eine Inzidenz, eine reine Beziehung, die weder Genus, Zahl, Person, Aspekt, Modus, Zeit etc. kennt, näher umreißt, kann es sich in bezug auf alle diese Faktoren nur neutral verhalten.

¹⁶ Im Schema p. 188 sind die Titel *plan spatial* (über *pouvoir*) und *plan temporel* (über *possible*) zu vertauschen.

Der Band schließt mit zwei literarischen Beiträgen: 9. MONIQUE PARENT, *Les images dans «La colline inspirée» de Barrès* (p. 201–218); 10. JEAN GAULNIER, *Béranger et son médecin* (p. 219–232), deren Besprechung im Rahmen dieser Zeitschrift unterbleibt.

*

Der zweite Band der *TLL* besteht aus zwei Faszikeln, wobei das erste linguistischen und philologischen, das zweite ganz literarischen Problemen gewidmet ist. Es handelt sich um die folgenden Beiträge:

1. GÉRARD MOIGNET, *Gustave Guillaume et la science du langage* (p. 7–16). – Moignet, selbst ein Schüler Guillaumes, bespricht in diesem Artikel den unter dem Titel *Langage et science du langage* erschienenen Sammelband von zwischen 1933 und 1958 entstandenen Arbeiten des Begründers der *Psychomécanique*¹⁶. Bei dieser Gelegenheit werden verschiedene fundamentale Theorien Guillaumes zusammengefaßt, zum Teil in ihrer Entwicklung, zum Teil einfach in ihrer letzten (was nicht unbedingt *endgültigen* heißen will!) Fassung dargestellt: Theorie des *Signe*, Darstellung der Zeit durch räumliche Transposition, Theorie der zwei Spannungen (Numerus, Artikel, lateinische Deklination) etc. Der Artikel schließt mit einem kurzen Ausblick auf bisher unveröffentlichte Arbeiten über die Typologie der Sprachen, die in absehbarer Zeit publiziert werden sollen.

2. GEORGES STRAKA, *L'évolution phonétique du latin au français sous l'effet de l'énergie et de la faiblesse articulatoires* (p. 17–98). – Der Verfasser setzt in dieser Arbeit seine im ersten Band der gleichen Reihe begonnenen Studien fort¹⁷. Hatte er sich dort mit den Veränderungen, denen die Öffnung des Kieferwinkels für eine gleiche Artikulation (vokalischer oder konsonantischer Art) in ein- und demselben Wort und in identischer Stellung bei variierender Artikulationsenergie unterworfen ist, befaßt, so ist es hier die Veränderung der Artikulationsenergie unter bestimmten Voraussetzungen, die ihn interessiert (cf. §§ 1–3)¹⁸. Dieser erste Teil der Untersuchung wird ergänzt durch einen Abschnitt (§ 4) über die Modifikation der einzelnen Artikulationstypen als Folge der Veränderung der Artikulationsenergie (Verstärkung und Abschwächung); die Resultate werden in einer übersichtlichen Tabelle dargestellt.

Der zweite Teil der Untersuchung (der Hauptteil), der die §§ 5–17 umfaßt, beschäftigt sich mit den durch starke oder schwache Artikulation bedingten phonetischen Veränderungen in der Entwicklung des Französischen (p. 31–75). Es ist unmöglich, der Fülle der behandelten Probleme hier auch nur annähernd gerecht zu werden, weshalb wir uns damit begnügen wollen, die Titel der Paragraphen und einige Hinweise zu geben: § 5 *Affaiblissement des voyelles inaccentuées* (Schließung unbetonter Vokale); § 6 *Affaiblissement des voyelles accentuées* (Diphthongierung von

¹⁶ Cf. GUSTAVE GUILLAUME, *Langue et science du langage*, Paris-Québec 1964. – Vergleiche hierzu meine Besprechung in *VRom.* 24 (1965), 342–344.

¹⁷ Cf. oben, p. 119/120.

¹⁸ Die wichtigsten Resultate liefert der § 1: ein Verschlußlaut verlangt mehr Energieaufwand als eine am gleichen Ort gebildete Affrikate, diese wiederum mehr als der entsprechende Reibelaut; ein stimmloser Konsonant ist energetischer als der entsprechende stimmhafte, dieser energiereicher als der zugehörige Nasal. Für eine an verschiedenen Orten realisierte Artikulation ergibt sich folgende Energieabstufung: Palatal, Alveodental, Velar, Labial.

\acute{e}, \ddot{o})¹⁹; § 7 *Affaiblissement vocalique indépendant de l'accent et de la position* ($u > \ddot{u}$)²⁰; § 8 *Affaiblissement des consonnes implosives* (Verlust der Geminaten; Modifikation von primären und sekundären Konsonantengruppen)²¹; § 9 *Affaiblissement des consonnes finales* (absoluter Auslaut [vor Pause] und vor konsonantisch oder vokalisch anlauftendem folgendem Wort); § 10 *Affaiblissement des consonnes intervocaliques* ($b/v > 0$; $g > y/0$ [vor e/i], $k/g > 0$ [vor o/u], $k/g > y/0$ [vor a]; $p > v, t > 0$); § 11 *Affaiblissements consonantiques indépendants de la position* (Reduktion der Affrikaten, $\acute{l} > y, \acute{r} > z/0$); § 12 *Renforcement vocalique indépendant de l'accent et de la position* ($\acute{i}/\ddot{u} > e, o; ei > wa$); § 13 *Renforcement des voyelles accentuées* (Dehnung der betonten Vokale in ungedeckter Stellung; $\acute{e} > ie, \acute{o} > uo$); § 14 *Renforcement des voyelles inaccentuées en hiatus* (Hiatus- $i > y$, Hiatus- $u > w$); § 15 *Renforcement des consonnes explosives* ($y > d [> d\acute{z} > \acute{z}]$; $py > ts, by/vy > d\acute{z}, my > nd\acute{z}; w > b$ nach $r/l; bw > g$; germ. $w > gw$ etc.; Palatalisierung von Konsonanten; prothetisches e od. i); § 16 *Renforcement des consonnes finales* (Auslautverhärtung etc.); § 17 *Renforcements consonantiques divers* ($nr > ndr, mr > mbr, ml > mbl; sr > str, zr > zdr; lr > ldr$).

In einem dritten Teil zieht dann Straka die Schlüsse aus dem Vorhergehenden. Diese bestehen in einer Chronologie der durch starke und schwache Artikulation hervorgerufenen Lautveränderungen in Tabellenform (§ 18) und in einem Erklärungsversuch (§§ 19–25). In diesem werden die intensitätsbedingten Veränderungen auf die individuellen Sprechvarianten zurückgeführt, doch genügt dies allein nicht, um zu erklären, warum gewisse Varianten, die während Generationen nur auf der latenten Stufe der Individualabweichungen existierten, plötzlich allgemeine Gültigkeit erlangen.

Durch starke Artikulation bedingte Veränderungen finden sich bis zum 3./4. Jahrhundert und dann wieder vom 13. Jahrhundert an; durch schwache und ungenaue Artikulation hervorgerufene Modifikationen sind praktisch alle zwischen dem 4. und dem 8. sowie im 11./12. Jahrhundert anzusetzen; es scheint also eigentliche Epochen der Abschwächung und der Intensivierung zu geben, in deren Verlauf kaum gegen-

¹⁹ Bedeutungsvoll ist die Theorie, bei der Entwicklung von $\acute{e} > ie$ und $\acute{o} > uo$ hätten wir es nicht mit einer Diphthongierung, sondern mit einem Übergangslaut zwischen stark artikuliertem Konsonanten und stark artikuliertem, relativ stark geöffnetem Vokal zu tun (cf. p. 37–38).

²⁰ Die Theorie WARTBURGS (und anderer), dieser Wandel sei auf das keltische Substrat zurückzuführen, wird durch das Auftreten eines spontanen Wandels $u > \ddot{u}$ im Elsaß in Frage gestellt. Straka möchte höchstens einen indirekten Einfluß des Keltischen für den Wandel $u > \ddot{u}$ annehmen: «S'il ne représente pas une simple transposition des habitudes articulatoires gauloises dans la prononciation du latin, il peut néanmoins avoir sa source, comme les autres changements du IV^e siècle provenant de l'amoindrissement des mouvements organiques, dans l'état articulatoire provoqué par le bilinguisme celto-latin de l'époque» (p. 40).

²¹ Der Verlust von p, b, v, t, d vor Konsonanten wird nicht durch Assimilation, sondern mit durch Artikulationsschwäche bedingter einfacher Öffnung der Okklusion zu Konstriktion (wie bei $kt > \chi t [> yt]$) und von da zu völligem Schwund erklärt. Die Entwicklung von t/d und k/g vor r ($tr, dr > r; kr, gr > yr$) ist als intervokalische Entwicklung anzusehen, da sich zwischen alveodontaler oder palataler Konsonanz und r ein Übergangslaut entwickeln muß (der bei Labialen [pr, br, vr] nicht notwendig ist).

teilige Erscheinungen auftreten²². Nach einem ausgedehnten Exkurs in den Bereich der Physiologie kommt Straka zum Schluß, daß die nachlässige, unpräzise und nicht genügend starke Artikulation auf eine physiologische Schwäche der Artikulationsmuskeln und des Nervensystems zurückzuführen sei, die ihrerseits wiederum auf starke physische Überbeanspruchung und unzureichende oder einseitige Ernährung zurückgehe. Solche Erscheinungen sind bei Individuen jederzeit möglich; treten sie jedoch allgemein auf und erfassen ein ganzes Volk oder einen Volksteil, so müssen sie wohl mit geschichtlichen, ökonomischen und soziologischen Ereignissen in Zusammenhang gebracht werden. Für die erste Schwäche-Epoche (3./4.–7./8. Jahrhundert) ist nun nach Straka die Ursache für diese ungünstigen Lebensbedingungen in den auf den Zusammenbruch der Pax Romana folgenden, sich über Jahrhunderte hinziehenden Wirren zu suchen, für die zweite Schwäche-Epoche (11./12. Jahrhundert) dagegen in den durch die Kreuzzüge aufgezwungenen, das ganze Volk treffenden Entbehrungen. Umgekehrt sollen in Epochen politischer Stabilität und wirtschaftlichen Aufschwunges die guten Lebensbedingungen, der sich daraus ergebende gute physiologische Zustand der Artikulationsorgane und des Nervensystems eine allgemeine Verstärkung der Artikulationen begünstigen. Strakas Theorie steht nicht unbedingt zu den heute allgemein vertretenen Ansichten (artikulatorische Abschwächung als Folge des gallischen Substrats oder Effekt des Bilinguismus [zuerst lateinisch-keltisch, dann germanisch-galloromanisch]) im Gegensatz: es ist nicht ausgeschlossen, daß wir es hier mit einem Zusammenspiel verschiedener Faktoren zu tun haben, vor allem in der ersten Abschwächungsphase (4.–8. Jahrhundert), in der die größte Zahl der durch Schwach-Artikulation bedingten Veränderungen zu situieren ist. Für die zweite, in Bezug auf die Veränderungen weit weniger «fruchtbare» Phase dagegen dürfte Strakas Erklärung allein Gültigkeit haben, kann doch hier weder der Bilinguismus noch das gallische Substrat mehr überzeugend zur Erklärung herangezogen werden.

3. ODETTE METTAS, *Etude sur l'intonation en français* (p. 99–105). – Die Verfasserin nimmt ihre früheren Versuche wieder auf, Sprache auf synthetischem Wege «herzustellen»²³, diesmal mit einem perfektionierten Apparat. Als Basis dient der Satz «Elle a gagné son procès» mit auf dem Satzende liegender Intonation. In der Folge werden verschiedene Elemente der acht Komponenten umfassenden Analyse variiert, das Ganze wieder synthetisiert und einer Gruppe von Sujets zur Begutachtung vorgelegt, die den Charakter der so erhaltenen Intonation bestimmen sollen. Nur in einzelnen Fällen sind die Antworten wirklich eindeutig (Aussage, Frage, Überraschung), während sich sonst beachtliche Schwankungen zeigen. Der Wert solcher Versuche scheint uns äußerst fragwürdig zu sein.

4. BERNARD POTTIER, *Vers une sémantique moderne* (p. 107–137). – Pottier sagt allen bisherigen Strömungen der semantischen Forschung den Kampf an, da diese seiner Ansicht nach versagt haben: er will ein neues Deskriptionssystem mit einer sinngerechten Terminologie vorschlagen, das zuerst das Funktionieren der Formen betrachten und dieses Funktionieren dann aus der semantischen Substanz heraus erklären soll, denn «la langue est un fonctionnement de formes porteuses de substance» (p. 108).

Seine Ideen seien hier nur kurz skizziert. Den kleinsten semantischen Bedeutungs-

²² Die vorkommenden Ausnahmen werden von STRAKA p. 81, N 79 hinreichend motiviert.

²³ Cf. oben, p. 122.

träger nennt er *monème*; es gibt zwei Arten von Monemen, nämlich die Lexeme und die Morpheme, je nachdem, ob ihr semantischer Gehalt substantieller oder relationeller Art ist. Morphem und Lexem ihrerseits werden nun eingehend untersucht. Die Morpheme lassen sich in zwei Klassen aufteilen (*tensème I* und *tensème II*), denen das Guillaumesche Schema der beiden Spannungen zugrunde liegt, wobei das *tensème I* durch die Charakteristiken *avant*, *position (inhérent, fondamental, interne)* und *particularisation*, das *tensème II* durch die Eigenschaften *après*, *disposition (externe, circonstant)* und *généralisation* gekennzeichnet sind (cf. p. 113–114). Morpheme gehören jedoch nicht nur einer der beiden *tensème*-Klassen an, sie haben auch eine semantische Substanz. Jeder relevante semantische Zug ist für Pottier ein *sème* (beim Morphem ein *sème relationnel*); die Summe der *sèmes relationnels* einer Form bestimmt in der traditionellen Grammatik die grammatische Kategorie – Pottier nennt diese Summe *catégorème*. Eine morphematische Form ist somit semantisch durch die Zugehörigkeit zu einer der *tensème*-Klassen und durch ihr *catégorème* bestimmt.

Ähnlich verläuft die Analyse der Lexeme. Auch hier können die relevanten semantischen Züge als Seme bezeichnet werden (allerdings jetzt *sèmes substantiels*); die Summe der Seme einer Form nennt Pottier Semem (*sémème*). Anstelle der *tensèmes* der Morpheme treten bei den Lexemen die *classèmes*: jede Form kann unter dem Gesichtswinkel einer oder mehrerer sehr allgemeiner semantischer Klassen eingeordnet werden, die durch Oppositionspaare wie *animation – inanimation*, *continuité – discontinuité*, *transitivité – intransitivité* und gewisse Untergruppierungen gekennzeichnet sind; das *classème* ist die Summe der einzelnen Klassenzugehörigkeiten (cf. 124–125).

Damit ist der semantischen Realität jedoch noch nicht Genüge getan: Morpheme können zwar als selbständige Wörter (cf. zum Beispiel den Artikel *le*) auftreten, meist jedoch ist ein Wort (= *lexie*) aus einem Lexem und einem Morphem zusammengesetzt (cf. *chantons*: Lexem *chant* + Morphem *ons*)²⁴. Die Wörter (*lexies*) zeigen nun wiederum für die semantische Definition relevante Züge. Dem Resultat Lexie auf der formalen Ebene entspricht auf der Ebene der Seme das Semantem (Summe von *sémème* und *catégorème*). Zudem gehört jede Lexie einer *partie du discours* an, ein Wert, der von Pottier mit *grammème* bezeichnet wird (zum Beispiel *je* = Pronomen). Das Grammem bestimmt mit einigen andern Angaben zusammen die syntaktisch-semantische Verwendung der entsprechenden Lexie in der Rede (*je* = Pronomen als Subjekt): die Gesamtheit dieser grammatisch-funktionellen Züge ist das *fonctème* (cf. p. 126–127).

Damit jedoch nicht genug: auf syntagmatischer Ebene werden Lexien miteinander kombiniert. Nicht jede Kombination ist jedoch gleich sinnvoll: *hacher de la viande* leuchtet ein, *hacher une auto* dagegen kaum. Jede Lexie ist somit durch eine auf der sprachlichen Erfahrung fußenden Kombinationsfähigkeit oder -unfähigkeit mit jedem andern Wort gekennzeichnet, durch eine größere oder kleinere Affinität zu diesem: dieser semantische Zug ist das *virtuème* (cf. p. 130/131).

Eine Lexie ist somit charakterisiert durch: *sémantème* (= *sémème* [Summe der substantiellen *sèmes*] + *catégorème* [Summe der relationellen *sèmes*]), *classème* + *tensème*²⁵, *fonctème* (= *grammème* + zusätzliche Angaben) und das *virtuème*, wobei für einzelne

²⁴ Ein Lexem allein scheint nie eine Lexie zu bilden.

²⁵ Hier fehlt ein dem Semantem entsprechender Sammelbegriff, und Pottier scheint *classème* nicht nur für die Klassenzugehörigkeit der Lexeme, sondern auch für die Summe *tensème* + *classème* zu verwenden (cf. die Tabelle p. 134). Wie wäre es mit *ordème* für die zweite Verwendung?

Elemente Nullwerte eintreten können. Pottier hat uns hier ein durchaus brauchbares Analysierinstrument geliefert, verbunden mit einer klaren Terminologie. Wie weit es sich allerdings in der Praxis bewähren wird, wagen wir noch nicht zu sagen: uns scheint, es berge die Gefahr eines wenig fruchtbaren Formalismus in sich²⁶.

5. EUGENIO COSERIU, *Pour une sémantique diachronique structurale* (p. 139–186). – Dem Verfasser gelingt es, in diesem ausgezeichneten Artikel nicht nur die theoretischen Grundlagen für die Lexematik (*sémantique diachronique structurale*) zu schaffen, er liefert gleichzeitig mit einigen einfachen Testbeispielen auch die ersten konkreten Bausteine für diesen neu aufzubauenden Zweig der Sprachwissenschaft. Die Lexematik soll sich mit den strukturellen Veränderungen unter den Lexemen (Coseriu schließt die Morpheme bewußt aus) auf der Ebene der *signifiés* befassen, und nicht mit der Entwicklung der *signifiants* oder deren Beziehungen zu den *signifiés*. Die Führung einer solchen Untersuchung setzt natürlich voraus, daß die Strukturierung des semantischen Gehaltes für einzelne Sprachstufen zuerst synchronisch beschrieben wird. Unter Sprachstufe ist dabei eine als System betrachtete *langue fonctionnelle* zu verstehen. Als strukturell werden dabei die Oppositionen zwischen den Elementen einer *langue fonctionnelle*, als architektonisch diejenigen zwischen verschiedenen *langues fonctionnelles* innerhalb einer historischen Sprache bezeichnet²⁷.

Soll eine Struktur auf der Ebene der *signifiés* dargestellt werden, muß dieser Begriff zuerst definiert werden. Coseriu hat zu wählen zwischen der klassischen (Saussure) Definition des *concept* (*fait notionnel*), derjenigen des Behaviourismus (Summe der die Anwendung eines Zeichens bestimmenden Regeln) und der distributionalistischen (Summe der Kontexte, in denen sich ein Zeichen [*signifiant*] finden kann). Seine Stellungnahme scheint uns bedeutsam und wegweisend: «... nous considérons le signifié comme fait notionnel. Nous pensons en outre que le fait notionnel est primaire et déterminant par rapport aux ‘règles de l’emploi du signe’ et à la distribution des signifiants, ...» (p. 142).

Gibt es aber überhaupt lexikalische Strukturen auf der Ebene des Inhalts (*contenu*)? Dies versucht Coseriu p. 149–160 zu beweisen, indem er äußerst geschickt einige Beispiele entsprechenden Erscheinungen aus den anerkannt durchstrukturierten Bereichen der Phonologie und der Grammatik gegenüberstellt: der Wortschatz erweist sich als strukturiert, weil seine Substanz durch verschiedene Sprachen in verschiedenen funktionellen Einheiten organisiert wird, weil zwischen diesen Einheiten distinktive Oppositionen bestehen, weil die funktionellen Einheiten ohne Rest in differentielle Elemente zerlegt werden können (Kommunikationsexperimente) und weil die gleiche Opposition in einer Serie von Fällen auftreten kann. Coseriu behauptet zwar nicht, der Wortschatz sei gleich konsequent durchorganisiert wie der grammatische oder der phonologische Bereich; aber es gibt ohne Zweifel Teilgebiete, in denen die Strukturierung ein der Phonologie oder der Grammatik durchaus entsprechendes Niveau erreicht. Diese Bereiche abzugrenzen ist übrigens ein weiteres Problem, das gelöst werden muß, bevor eine lexematische Arbeit überhaupt möglich ist. In der

²⁶ P. 135–136 folgt noch ein kurzer Anhang über Synonymie und Homonymie. Die graphische Darstellung p. 135 oben ist jedoch nur verständlich, wenn man das Kli-schee auf der rechten Seitenhälfte um 180 Grad dreht.

²⁷ Uns will scheinen, man könnte auch von architektonischen Unterschieden beim Vergleich von *langues fonctionnelles* sprechen, die nicht der gleichen historischen Sprache angehören.

Phonologie und der Grammatik ist dies einfach: dort haben wir Vokale und Konsonanten einerseits, die grammatischen Kategorien andererseits, alle mit ihren Untergruppen. Eine ähnliche Grundstrukturierung glaubt Coseriu in den Begriffsfeldern (cf. Trier, Weisgeber) zu sehen, deren Darstellung er nun durch die strukturelle Behandlung entscheidend erweitern und vertiefen will (p. 155–158)²⁸.

In einem weiteren Kapitel (p. 160–170) wird dann die Stellung der Lexematik zu den übrigen lexikalischen Disziplinen und vor allem zur traditionellen Semantik untersucht. In der Lexikologie sind prinzipiell vier Gesichtspunkte möglich: man kann 1. nur die Ebene des Ausdrucks, das heißt die Beziehungen der *signifiants* untereinander betrachten (Wortformenlehre), 2. nur die Ebene des Wortinhalts, das heißt die Beziehungen zwischen den *signifiés* untersuchen (Wortinhaltslehre), 3. die beiden Ebenen zueinander in Beziehung setzen, indem man vom Ausdruck ausgeht (Semasiologie), und 4. das gleiche tun, indem man vom Inhalt ausgeht (Onomasiologie). Es ist nun die zweite Betrachtungsweise, die Coseriu interessiert: sie zerfällt einerseits in die Paradigmatisierung des Inhalts (Struktur der Begriffsfelder), andererseits in die Syntagmatik der Elemente (bestehende oder nicht bestehende Kombinationsfähigkeit mit anderen Elementen verschiedenster Art²⁹). Bis heute beschränkte sich die lexikologische Forschung vornehmlich auf die Semasiologie und die Onomasiologie: beide sind jedoch nicht dazu geeignet, die strukturellen Veränderungen auf der Ebene des Wortinhalts in den Blick treten zu lassen: sie liefern nur historische Monographien über ein *signifié* oder ein *signifiant*, ergeben aber keine systematische Darstellung des Wortschatzes.

Nachdem er so die Existenzberechtigung der Lexematik auf doppelte Art dargelegt hat (Existenz von Strukturen im Wortschatz – Unfähigkeit der traditionellen Semantik, sich mit den Inhaltsstrukturen zu befassen), skizziert Coseriu in einem letzten Kapitel ihre Hauptprobleme (p. 170ss.): 1. Umschreibung des lexematischen Wechsels; 2. Typen des Wechsels; 3. Regelmäßigkeit der lexematischen Veränderung. Im ersten Bereich ist vor allem die Scheidung zwischen *remplacement* und *modification* bedeutungsvoll. Als *remplacement* bezeichnet Coseriu den Ersatz eines *signifiant* durch ein anderes, als *modification* dagegen eine strukturelle Veränderung auf der Ebene der *signifiés*. Nur die *modification* ist Gegenstand der Lexematik; jede *modification* bedingt jedoch auf der Ausdrucksebene ein *remplacement* (das Umgekehrte ist nicht der Fall). Versucht man, die verschiedenen Modifikationen zu klassieren, so ergeben sich zwei Haupttypen: das Auftreten und das Verschwinden eines distinktiven Zuges. Tritt eine neue Opposition auf, so handelt es sich im Prinzip immer um die Einführung eines *terme marqué* (exklusiv), da ja eine neue Unterscheidung innerhalb eines bereits bestehenden Begriffs vollzogen wird. Die Modifikationen beim Verschwinden einer Opposition werden je nach Natur und Stellung der betroffenen Elemente klassiert (markiert – nicht markiert; Bestandteil einer zweigliedrigen – mehrgliedrigen Opposition). Bleibt noch die Regelmäßigkeit des Wechsels. Hier ist zwischen *régularité* und *systématique* zu scheiden. Regelmäßig ist eine Modifikation, wenn sie für alle Verwendungen des betroffenen Elements gilt. Diese Bedingung ist praktisch immer erfüllt, auch wenn der alte Wert in erstarrten Wendungen manchmal erhalten bleibt. Systematisch ist ein Wechsel dagegen, wenn er das ganze System (für das Wort das

²⁸ Damit stellt er sich in deutlichen Gegensatz zu Pottier, der im gleichen Band (p. 110) die Wortfeldtheorie entschieden ablehnt.

²⁹ Es handelt sich um den Bereich, in dem das von Pottier erarbeitete *virtuème* zum Zuge kommt, cf. oben.

Begriffsfeld) erfaßt. Solche Fälle existieren auch im Bereich des Wortschatzes (zum Beispiel die Aufgabe der Scheidung *männliche Linie / weibliche Linie* bei den Verwandtschaftsnamen), doch sind sie selten. Die Modifikation ist somit im allgemeinen regelmäßig, nicht aber systematisch.

6. PAUL ZUMTHOR, *Un problème morphosémantique: le couple français «rime – rythme»* (p. 187–204). – Nach einigen einleitenden Bemerkungen zur nach wie vor umstrittenen Etymologie von *rime* wendet sich der Verfasser dem Hauptthema seiner Arbeit zu: der Darstellung eines semantischen Feldes, das er *champ littéraire* nennt. Doch man täusche sich nicht; sein Vorgehen hat mit dem im vorhergehenden Abschnitt skizzierten (Coseriu) nicht das geringste zu tun, denn es ist alles andere als strukturalistisch. Es nähert sich manchmal der kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise von Trier, läßt sich aber mit dessen Arbeiten deshalb wieder nicht vergleichen, weil einerseits das Feld überhaupt nicht genau definiert ist, andererseits die übrigen Elemente, die mit *rime* das Feld bilden, nie im Rahmen der ihnen innerhalb desselben zukommenden Selbständigkeit betrachtet werden. Die Arbeit löst sich letzten Endes in eine diachronisch-semasiologische Monographie für die Ausdrücke (*signifiants*) lat.-mlat. *rhythmus*, fr. *ri(s)mer* und *ri(s)me* (mit latinisierenden Nebenformen *rithmer*, *rithme* etc.) auf, und benachbarte Ausdrücke treten nur dann in den Blick, wenn *ri(s)me* etc. eine ihrer Bedeutungen übernimmt oder sich dieser zumindest nähert. Darüber hinaus werden auch noch rein formale Assoziationen, Antinomien und Affinitäten (kombinatorische Möglichkeiten auf syntagmatischer und kontextueller Ebene) in die Untersuchung einbezogen.

7. ALBERT HENRY, *Rutebeuf et Troyes en Champagne* (p. 205–206). – Kurze Notiz über die sehr beschränkte Verbreitung von fr. *escra(s)che* in der Bedeutung ‘coquille de noix’: es scheint sich nur in einem Dreieck zu finden, dessen Südspitze Troyes bildet³⁰. Das Auftreten dieses Wortes in dem 1249 in Troyes verfaßten *Dit des Cordeliers* dürfte somit ein weiteres Argument für Farals These bilden, Rutebeuf stamme aus dieser Stadt.

8. ROBERT MARTIN – CHARLES MULLER, *Syntaxe et analyse statistique: la concurrence entre le Passé antérieur et le Plus-que-parfait dans «La Mort le roi Artu»* (p. 207–233). – Im Altfranzösischen scheinen *Plus-que-parfait* und *Passé antérieur* recht willkürlich verwendet zu werden, und es hält äußerst schwer, die Wahl der einen oder andern Form zu rechtfertigen. Analysiert man die verschiedenen Situationen, so ergibt sich, daß wir einerseits perfektive und imperfektive Verben haben, daß andererseits eine in einer zusammengesetzten Vergangenheitszeit (Aktionsstand³¹ des *accompli*) stehende Handlung gerade im betrachteten Moment (*point de visée*) oder zu einem diesem vorausgehenden Zeitpunkt den Stand der Abgeschlossenheit erreichen kann (*accompli concomitant* und *accompli antérieur*). Kombiniert man diese zwei mal zwei Gesichtspunkte miteinander, erhält man vier mögliche Situationen (*accompli concomitant – perfektives Verb, accompli concomitant – imperfektives Verb; accompli antérieur – perfektives Verb, accompli antérieur – imperfektives Verb*): in allen vier Fällen finden sich sowohl *Plus-que-parfait* wie *Passé antérieur* (cf. p. 209–214). Die Erklärung der Verwendung der Zeiten ist auf dieser Basis somit nicht möglich.

³⁰ Die Verbreitung in andern Bedeutungen ist etwas größer, cf. FEW XVII, p. 98, s. **skarfia* ‘scherbe, splitter’.

³¹ Für Begriff und Terminus des Aktionsstands cf. G. HILTY, VRom. 24 (1965), 292/293.

Die Verfasser versuchen deshalb, dem Geheimnis mit Hilfe statistischer Methoden auf die Spur zu kommen. Sie ordnen die in *La mort le roi Artu* auftretenden Beispiele nach verschiedenen Gesichtspunkten und prüfen dann mit Hilfe des Testes von Pearson und desjenigen von Yule, ob die so auftretende Verteilung reiner Zufall ist, oder ob eine kausale Korrelation zwischen dem gewählten Ordnungsprinzip und der Zeitenverwendung besteht. Der Test von Pearson ergibt dabei einen Wert für den Wahrscheinlichkeitsgrad einer solchen Korrelation, derjenige von Yule einen solchen für die Intensität (Wirksamkeit, Regelmäßigkeit) derselben. Dies wird nun nach verschiedenen Aufteilungsprinzipien durchhexerziert, wobei sich eine Abhängigkeit der Zeitenverwendung von folgenden Faktoren ergibt: a) der Art des *accompli* (*concomitant* oder *antérieur*), b) der Natur des Semantems (perfektiv oder imperfektiv)³², c) der grammatischen Natur des Satzes (Teilsatzes) und d) der im Hauptsatz verwendeten Zeit. Einige andere Gesichtspunkte können sekundär noch mitspielen, sind jedoch nie von entscheidender Bedeutung. Die sich daraus ergebenden Affinitätsreihen sehen folgendermaßen aus:

A	B
<i>Passé antérieur</i>	<i>Plus-que-parfait</i>
a) <i>accompli concomitant</i>	<i>accompli antérieur</i>
b) perfektiv	imperfektiv
c) Temporalsatz	übrige Nebensätze
d) <i>Passé simple</i>	übrige Zeiten.

Kann eine Handlung unter allen vier Gesichtspunkten der einen oder andern Gruppe zugeordnet werden (A oder B), ist die Verwendung der dieser affinen Zeit praktisch zwingend. Da es vier Aspekte sind, die die Zeitenverwendung beeinflussen können, besteht jedoch auch die Möglichkeit, daß sich Widersprüche ergeben: von einem, zwei oder drei Gesichtspunkten aus kann das *Passé antérieur* (A), von drei, zwei oder einem Gesichtspunkt aus das *Plus-que-parfait* (B) gefordert werden. Im allgemeinen ist es so, daß bei einer Mehrheit von 3 : 1 (für A oder B) die stärker vertretene Affinitätsreihe die Oberhand behält; haben wir ein Verhältnis 2 : 2, so entscheidet meist der am intensivsten wirksame Gesichtspunkt (c: grammatische Natur des Teilsatzes) über die Anwendung der einen oder andern Form³³. In den Fällen, wo die Indikationen zur Verwendung der einen oder andern Zeit widersprüchlich sind, können jedoch Abweichungen von der eben skizzierten Norm auftreten: es handelt sich um stilistische Freiheiten des Verfassers, die jedoch nur unter Überwindung einer gewissen Resistenzschwelle realisiert werden könne.

Wir haben hier das Vorgehen und die Schlüsse der beiden Verfasser nur ungenau und stark vergröbert wiedergeben können; aber auch so dürfte zum Ausdruck gekommen sein, daß ihre Behandlung des Problems höchstes Interesse verdient.

9. CHARLES MULLER, *Calcul des probabilités et calcul d'un vocabulaire* (p. 235–244). – Der Verfasser geht von einem konkreten Problem aus: wenn ich zwei Texte von 20000 und 4000 Wörtern habe, wobei im ersten 3000, im zweiten 1200 verschiedene Wörter

³² Bei a) handelt es sich nach den Verfassern um den morphematischen, bei b) um den semantischen Aspekt.

³³ Dies ist auch der Fall, wenn wir einen Temporalsatz haben, von den 3 andern Gesichtspunkten aus jedoch das *Plus-que-parfait* gefordert wird: das *Passé antérieur* ist dann häufiger.

vorkommen, wie kann ich die beiden Texte in bezug auf den Reichtum ihres Vokabulars vergleichen? Sicher nicht, indem ich die Werte für T (20000/3000) einfach durch 5 dividiere oder diejenigen für T' (4000/1200) mit 5 multipliziere, denn die Anzahl der belegten Wörter steigt mit zunehmender Länge des Textes immer weniger an: in der zweiten Hälfte eines Textes von 100000 Wörtern wird sich nicht manches finden, das nicht schon in der ersten Hälfte belegt ist. Eine bessere Methode wäre, im längeren Text willkürlich eine oder mehrere Tranchen von der Länge des kürzeren Textes zu fixieren und deren Vokabular mit dem von T' zu vergleichen. Aber auch dieses Vorgehen ist noch mit einem relativ hohen Grad von Willkür behaftet.

Muller hat auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung eine Formel gefunden, die erlaubt, den Reichtum des Vokabulars eines imaginären Textes t' (wobei $t' < T$ sein muß) mit größerer Genauigkeit zu bestimmen und so zwei verschieden lange Texte zu vergleichen. N sei die Länge (Anzahl Wörter) von T , N' diejenige von T' resp. des imaginären t' ; V sei die Anzahl der in T vorkommenden verschiedenen Wörter, V_i die Zahl der Wörter, die in T i -mal (wobei $i = 1$ bis n) auftreten³⁴. Als resultierende Formel zur Berechnung von V' (Anzahl der verschiedenen in t' vorkommenden Wörter) ergibt sich dann:

$$V' = V - \sum_{i=1}^n \left(1 - \frac{N'}{N}\right)^i V_i$$

oder, wenn man für die Konstante $1 - \frac{N'}{N} = q$ setzt

$$V' = V - \sum_{i=1}^n q^i V_i$$

Damit nicht genug: man kann auch die voraussichtliche Struktur des Vokabulars berechnen. Die Formel hierfür ist etwas komplizierter, und wir wollen darauf verzichten, sie wiedergeben.

Beachtet man gewisse Limiten (p nicht $< 0,1$), so erweisen sich die erarbeiteten Formeln als recht genau: Nachkontrollen an konkreten Beispielen haben eine Fehlermarge ergeben, die deutlich unter 1 % liegt. Muller führt p. 241 eine Reihe von Fällen an, in denen diese Methode ausgewertet werden kann. Wie uns scheint, vermag sie nicht zuletzt auch zusätzliche Argumente bei der Attribution eines unbekannten Textes an einen Autor, von dem man andere Werke besitzt, zu liefern.

10. P. J. CHARIER, *A propos du Tome XIII du F.E.W. (Germanische Elemente: gaan-ryf). Points de vue d'un germaniste* (p. 245–252). – Der Verfasser betrachtet eine Reihe von Fällen, wo der germanische Teil des FEW für den Germanisten nützliche Hinweise bringt und andere, wo es ihm neue Probleme aufgibt. Im gesamten gesehen, erweist die französische Etymologie seiner Disziplin nur sporadisch einen wirklichen Dienst.

Der zweite Halbband enthält Beiträge zur neueren Literatur, deren Besprechung wegen des für unsere Zeitschrift gültigen Rahmens wiederum unterbleibt.

P. Wunderli

³⁴ V_i wird für jeden Wert von i in T statistisch ermittelt.

TEMISTOCLE FRANCESCHI, *Sulla pronuncia di e, o, s, z nelle parole di non diretta tradizione con cenni sulla lenizione consonantica e la dittongazione in Toscana*, Torino 1965, 63 p.

Der Titel dieser kleinen Arbeit verheißt nicht gerade einen großen Zusammenhalt der behandelten Probleme; was haben schon die Aussprache von *e* und *o*, *s* und *z* in gelehrt Wörtern, die Lenisierung der Konsonanten und die Diphthongierung in freier Silbe in der Toskana anderes miteinander zu tun, als daß es sich um phonetische Probleme handelt? Und doch ist die gemeinsame Betrachtung dieser Erscheinungen nicht zufällig: es ist die Erklärung und Motivierung der einzelnen Entwicklungen, die sie miteinander verbindet. Drei Aspekte streicht der Verfasser immer wieder heraus: den Einfluß des oberitalienischen Sprachraums auf die Entwicklung des Toskanischen, die Rolle Luccas als Einfallsforte und die Bedeutung des Klerus für die Verbreitung gewisser Neuerungen.

Doch betrachten wir die einzelnen Probleme kurz der Reihe nach. Im Falle von *e/o*¹ geht es um die Tatsache, daß in allen Wörtern nicht direkter Tradition (Latinismen und Neologismen, Fremdwörter [auch fremde Namen], heute nicht mehr gebrauchliche Wörter) im Toskanischen *e/o* als *ɛ* und *ɔ* ausgesprochen werden, und zwar ganz unabhängig davon, ob nach dem Etymon offene oder geschlossene Qualität des Vokals zu erwarten wäre; dies hat dann auch dazu geführt, daß in allen Fällen, wo ein Zweifel an der Vokalqualität besteht, die offene Variante gewählt wird². Bis anhin war die auf Pio Rajna und Francesco D'Ovidio zurückgehende Erklärung meist diskussionslos angenommen worden: das Lesen von ē/ō mit der gleichen Qualität wie ē/ō soll eine Neuerung des 4./5. Jhs. darstellen, die darauf zurückzuführen wäre, daß seit dieser Epoche ī und ē in *e*, ū und ū in *o* zusammenfielen; die römischen Schulemeister hätten deshalb für jedes graphische *e* und *o* die offene Aussprache gewählt, um Verwechslungen beim Diktat vorzubeugen. So soll eine Schultradition entstanden sein, die sich in deutlichem Kontrast mit dem vulgären Usus befand. Mit Recht weist Franceschi diese Erklärung zurück, denn ein Lehrer, der nur um des Diktates willen die ihm auch aus seiner täglichen Umgangssprache durchaus geläufigen und im 4./5. Jahrhundert noch durch nichts verschleierten Vokalqualitäten systematisch fälscht, ist kaum vorstellbar; um die erwähnte Verwechslung zu vermeiden, gibt es nur die Methode der *Appendix Probi: columna non colonna*, etc., d. h. unermüdliches Ermahnern und Auswendiglernen. Gegen die Erklärung spricht auch die Tatsache, daß die Grammatiker Servius und Consentius für ē eine nahe bei *i*, für ē eine nahe bei *æ* liegende Lautqualität angeben. Franceschi schließt aus dieser Kritik: «Si doveva ... guardare all'epoca e al luogo in cui le antiche distinzioni timbriche avessero minor probabilità di sopravvivere ... Cioè alla Francia di Carlo Magno dove, com'è noto, la riforma carolingia impose d'attenersi nella lettura al segno grafico ...»³. In der Tat sind im merowingischen Latein die Verwechslungen von *e/i* und *o/u* zahllos. Da nun Karl riesige nicht-romanische Gebiete unterworfen hatte, konnte dort bei der Lektüre lateinischer Dokumente und Texte nicht mehr auf die Volkssprache zurückgegriffen werden, um Zweifelsfälle zu klären: man mußte dem Buchstaben

¹ Cf. p. 5–19.

² Cf. das Prinzip MIGLIORINIS: «vocale incerta, vocale aperta» (*Pronunzia fiorentina o pronunzia romana?*, Firenze 1945, p. 46).

³ Cf. p. 13.

vertrauen können, weshalb die karolingische Reform die Forderung nach Identität von Graphie und Lautung erhob. In diesem Moment starb das Latein als gesprochene Sprache, wurde aber gleichzeitig internationale Schriftsprache, deren Aussprache nur noch dem Schriftbild, nicht mehr der Tradition und der mit dieser verbundenen VolksSprache verpflichtet war und deshalb in einem relativ weiten Rahmen neu festgelegt werden konnte. Daß bei dieser Gelegenheit tatsächlich die offene Aussprache für alle *e/o*-Graphien verallgemeinert wurde, dürfte daraus erhellen, daß die altfranzösischen Latinismen regelmäßig offenes *e* und *o* zeigten. Die Bevorzugung der offenen Variante gegenüber der geschlossenen erklärt sich nach Franceschi aus einer Flucht vor dem in seiner bisherigen graphischen Umsetzung zweideutigen Laut, der die unklare und unerfreuliche Situation geschaffen hatte, die es nun auszumerzen galt.

Von Frankreich aus soll sich nun diese Neuerung nach Oberitalien ausgebreitet haben, wo die Verwechslungen von *i/e* und *u/o* im 5.–9. Jahrhundert genau so häufig waren wie in Frankreich; und wie in Frankreich, so hören sie auch hier im 9. Jahrhundert fast schlagartig auf. Eine solche Ausbreitung entsprach durchaus den politischen Gegebenheiten, erstreckt sich doch die französische Einflußsphäre vornehmlich über das ehemalige Langobardenreich. Träger für die Verbreitung der Neuerung wurden vor allem die französischen Klöster und die Diözesen der französischen Kirche in Oberitalien.

Wie dringt nun aber diese Neuerung über den Apennin in die Toskana, und wie breitet sie sich hier aus? Mit dieser Frage sind wir zu den Problemen gelangt, die die Untersuchungen dieses Bändchens zusammenhalten. Die Toskana – ursprünglich Teil der *area romanica* – gelangte durch die langobardische Eroberung politisch zu einem Gebiet, dessen Schwerpunkt in der *area romanza* lag, und dies blieb auch nach dem Frankeneinfall so. Damit vollzog sich eine sowohl kulturelle wie auch sprachliche Umorientierung der Toskana: ursprünglich nach dem Süden ausgerichtet, wandte sie sich nun dem Norden zu. Als Vermittler nördlicher Tendenzen kommt in erster Linie Lucca in Frage, das erste große Kulturzentrum der mittelalterlichen Toskana, in dem alle Fäden und Beziehungen zur Poebene zusammenliefen. Eigentlicher Träger der Neuerung soll der Klerus gewesen sein, der – nun von der französischen Kirche abhängig – die neue Aussprache im Gottesdienst anwandte und dadurch für alle irgendwie dem kirchlichen Bereich angehörenden Wörter ins Volk trug.

Zur Illustration für das Funktionieren dieses Weges greift Franceschi auf zwei andere Erscheinungen zurück, die auf die gleiche Art in die Toskana eingedrungen sein sollen: die Sonorisierung der stimmlosen intervokalischen Verschlußlaute und die unbedingte Diphthongierung. Die Sonorisierung⁴ ist ein typisches *fenomeno romanzo*, drang aber ebenfalls – und zwar noch in langobardischer Zeit – über den Apennin und ist heute in Mittelitalien weit verbreitet. Wie alle Neuerungen in zwei Phasen ablaufend (1. teilweise und reversible Modifikation; 2. definitive und irreversible Modifikation), wurde die zweite Stufe vorerst nur vom schon in langobardischer Zeit eindeutig nach dem Norden orientierten Klerus erreicht, während das von ihm beeinflußte Volk bei der ersten stehenblieb; diese Stufe ist es auch, der man heute noch in Mittelitalien begegnen kann. Allerdings finden sich im Lucchesischen noch heute Reste der zweiten Stufe (*pogo, segondo, trebestio*), und Dokumente aus dem '200 zeigen, daß sie auch in Pisa erreicht war⁵. Dies weist den Raum Lucca-

⁴ Cf. p. 9–24.

⁵ In andern Zonen blieb diese Phase auf den Klerus und den eindeutig kirchlichen

Pisa einerseits eindeutig als Irradiationszentrum aus, bedingt aber auch eine Reaktion gegen die Neuerung, denn sowohl in Pisa wie in Lucca ist heute die typisch florentinische Adaptation dieser Neuerung gültig: die Lenisierung ohne gleichzeitige Sonorisierung. Nach Franceschi müssen wir im toskanischen Raum einen starken Widerstand der Bevölkerung gegen die Verwechslung von stimmhaften und stummlosen Verschlußlauten annehmen, der auf das etruskische Substrat zurückzuführen wäre: die romanisierten Etrusker hatten die Reihe der im Etruskischen nicht vorhandenen stimmhaften Verschlußlaute mühselig erlernen müssen; dies hatte ein besonders ausgeprägtes Bewußtsein des Unterschieds zwischen den beiden Reihen zur Folge und verhinderte deren Zusammenfall. Vielmehr entstand ein Kompromiß zwischen den beiden Tendenzen, der sowohl der Lenisierung wie der Opposition *stimmhaft: stimmlos* Rechnung trug: die stimmlose Lenis⁶. Diese herrscht heute in der Toskana vor, während wir im übrigen Mittelitalien (bis Süditalien) die sonorisierte Lenis haben; beide Erscheinungen sind jedoch reversibel.

Auf dem gleichen Weg soll auch die unbedingte Diphthongierung von *ɛ/ɔ* in offener Silbe in der Toskana eingedrungen sein, ohne daß sie allerdings assimiliert worden wäre⁷. Nach Franceschi soll die unbedingte Diphthongierung in Oberitalien ebenfalls aus Frankreich übernommen⁸ und einer älteren Schicht von Umlautdiphthongierung überlagert worden sein. Auch hier hätte der Klerus von Lucca (und später der übrigen Toskana) die neue Mode in der Poebene imitiert und verbreitet, allerdings nicht wie bei der Lenisierung schon in langobardischer, sondern erst in karolingischer Zeit, was nach Franceschi deutlich macht, daß Lucca nach der karolingischen Eroberung die Führungsrolle nur nach und nach abtrat. Den Beweis für die Vermittlerrolle Luccas sieht er in der Tatsache, daß in diesem Dialekt *ɛ* im Hiatus vor *o, a, i* zu *e* geschlossen wird, und daß in den entsprechenden Wörtern weder in Lucca noch in Florenz (wo *ɛ* erhalten bleibt) je ein Diphthong auftritt⁹; die Rolle des Klerus wird wiederum

Bereich beschränkt, cf. die von Franceschi zitierten modern-florentinischen Beispiele von *sagrato, sagrestia, sagrestano, sagramento, badia, vescovado*. Warum aber *sagrato* und nicht *sagrado*? Wenn auch die Dentale später als die Velare von der Sonorisierung erfaßt werden (vgl. FRANCESCHI, N 59), so beweisen doch *badia* und *vescovado* ihr Vorhandensein.

⁶ Ob diese Erklärung eines der dornigsten Probleme der toskanischen Lautlehre definitiv sein wird, bleibt abzuwarten. Die kurze Skizze Franceschis wirkt zumindest wesentlich überzeugender als das Buch von R. G. URCIOLO, *The Intervocalic Plosives in Tuscan (-p-t-c-)*, RH 74, Bern 1965. Diese Arbeit dürfte Franceschi noch nicht zugänglich gewesen sein und ist auch nirgends zitiert. Dagegen ist uns unverständlich, warum er weder bei diesem Problem noch im Zusammenhang mit der Diphthongierung von *ɛ/ɔ* auf die *Phonologischen Studien zur romanischen Sprachgeschichte* von HARALD WEINRICH (Münster 1958) eingeht.

⁷ Cf. p. 24–34. ⁸ Cf. jedoch N 11.

⁹ Es fragt sich allerdings, ob bei Imitation des Lombardischen im Lucchesischen nicht selbst dort ein Diphthong zu erwarten wäre, wo dieses zwar einen geschlossenen Vokal kennt, der gebrochene Laut in Oberitalien jedoch üblich ist; cf. als Beispiel für das Dominieren der lombardischen Lautung den Fall von *bene*, das in Lucca wohl *ɛ*, in der Lombardie aber *ɛ* hat und auch in der Toskana nie diphthongiert wird! – Castellanis Theorie einer autochthonen Diphthongierung in der Toskana wird p. 28 N 39 ausdrücklich abgelehnt.

dadurch unterstrichen, daß sich *ie* vor allem in Wörtern der kirchlichen Sphäre regelmäßig findet. Nun kann sich allerdings diese Diphthongierung nie ganz durchsetzen (vor allem der bäuerliche Bereich bleibt ausgeschlossen): sie wird nie eigentlicher Bestandteil des Toskanischen, und in Wörtern, in denen sie sich nicht in der ersten imitatorischen Phase durchsetzte, tritt sie später nicht mehr auf.

Im Rahmen der Diphthongierung stellen sich noch weitere Probleme, z. B. die Tatsache, daß *ie* relativ volkstümlich wurde, *uo* dagegen nie. Franceschi sieht den Grund hierfür in einer ausgeprägten Abneigung des Toskanischen gegen die Diphthongierung¹⁰, die jedoch im Falle von *ie* (*iɛ*) bis zu einem gewissen Grade durch die Analogie zu den Gruppen von (*Kons.*) + *i* + *Vok.* < (*Kons.*) + *L* + *Vok.* durchbrochen wurde; eine entsprechende Stütze fehlte bei *uo*, und dies verhinderte ein auch nur relatives Volkstümlichwerden. – Die Entwicklung der Diphthonge in Oberitalien führt dann Franceschi wieder zu seinem ursprünglichen Thema zurück, nämlich zur Aussprache von *e/o* in gelehrteten Wörtern. Durch die weiteren – nach dem Autor auf französischen Import zurückgehenden – Lautentwicklungen *u* > *ü*, *o* > *u* und *uo* > *üo* > *ö*¹¹ sowie durch die einheimische Entwicklung von *iɛ* > *ie* > *e* wurden die Lautverhältnisse in dem Sinne modifiziert, daß es ein *o* einerseits überhaupt nicht mehr gab und andererseits *e* nur noch in geschlossener, *e* nur in offener Silbe zu finden war. Dies hatte nach Franceschi zur Folge, daß in der Lombardei im Lateinischen (und Italienischen) *o* immer offen ist, während *e* in freier Silbe geschlossene, in gedeckter Silbe offene Qualität hat; so erfährt die Regel von der offenen Qualität von *e/o* in gelehrteten Wörtern für diese Region eine Einschränkung. Die Tatsache, daß hier der Verfasser einen späteren Einfluß der Volkssprache auf die durch die karolingische Reform geschaffenen künstlichen Lautregeln zugestehen muß, wirft allerdings die Frage auf, warum eine entsprechende oder ähnliche Beeinflussung der gelehrt

¹⁰ Wenn Franceschi in diesem Zusammenhang von einer «tendenza alla monotonizzazione che già era del latino tardo» (p. 27) spricht, können wir ihm allerdings nicht folgen. Einmal ist uns kein anderes phonetisches Phänomen bekannt, dessen Wirksamkeit sich über eine derart große Zeitspanne erstrecken würde – ihre Gültigkeit ist immer wesentlich kürzer. Dann kannte ja auch Oberitalien diese Monophthongierungstendenz, so daß es uns unmöglich scheint, die toskanische Abneigung mit der spätlateinischen Monophthongierung in Zusammenhang zu bringen, ganz abgesehen davon, daß eine Nichtdiphthongierung nicht einfach einer Monophthongierungstendenz gleichgesetzt werden darf. Das hier zutage tretende toskanische Phänomen dürfte autochthonen Charakter haben und in diesem Rahmen zu erklären sein.

¹¹ Wenn schon für die Entwicklung von *u* > *ü* und *o* > *u* französischer Einfluß angenommen wird, warum denn nicht auch für *uo* > *ö*? (Franceschi scheint an eine Kreuzung von importierten Tendenzen [*u* > *ü* in *uo* > *io*] mit einheimischer Entwicklung [*üo* > *üö* > *ö*] zu denken). – Der wohl frühestens ins 12. Jahrhundert anzusetzende französische Einfluß (cf. ROHLFS, *ItGr.* §§ 35 und 73) bei der Entwicklung von *u* > *ü* und *o* > *u* scheint uns – wenn auch nicht ausgeschlossen – keineswegs erwiesen. Es muß zumindest in Rechnung gestellt werden, daß die verschiedensten Umweltfaktoren an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Epochen ein die gleichen Resultate bewirkendes «Sprachklima» schaffen können; fremder Einfluß sollte nur beim Vorhandensein eindeutiger Beweise angenommen werden. Gleches gilt auch für die Frage der nichtbedingten Diphthongierung.

Wörter durch die in direkter Tradition entwickelten sich nicht auch in der Toskana geltend machte, eine Frage, auf die Franceschi nicht eingeht.

Eine den bisher erwähnten Erscheinungen entsprechende Neuerung soll auch das toskanische Schwanken zwischen *s* und *z* für intervokalisches -*s*- erklären¹². Seit dem 4. Jahrhundert war -*s*- in Rom stimmlos (was es auch im Romanischen der Halbinsel geblieben ist), während im gallischen Latein in gleicher Stellung die Aussprache stimmhaft war. Die stimmhafte Aussprache soll auch hier wieder durch den Klerus von Lucca (und der näheren und weiteren Umgebung) in langobardischer Zeit in der Toskana (die bis anhin nur die stimmlose Aussprache kannte) eingeführt worden sein. Oberitalienische Herkunft der Sonorisierung¹³ beweist dem Verfasser die Tatsache, daß *z* sich nie im Wortanlaut findet, was bei einheimischer Entwicklung zweifellos der Fall wäre, kennt die Toskana doch die Phonosyntax (Behandlung des Wortanlauts im Satzinnern wie beim entsprechenden Laut im Wortinnern). Daß die Verbreitung der Neuerung wiederum dem Klerus zuzuschreiben ist, dürfte daraus hervorgehen, daß beim Lesen lateinischer Texte auch heute noch in der Toskana intervokalisches -*s*- fast immer stimmhaft ausgesprochen wird und daß der dentale Sibilant in Wörtern aus dem kirchlichen Bereich regelmäßig stimmhaft ist. Der Ausbreitung dieser Neuerung stand allerdings entgegen, daß der entsprechende Laut im Toskanischen nicht bekannt war: das Volk mußte einen neuen Laut erlernen, was in der Kirche ohne weiteres möglich war, jedoch dazu führte, daß das Vorkommen dieses Lautes mit der gehobenen Sphäre identifiziert wurde: -*z*- wurde im Toskanischen nie assimiliert, sondern konnte sich nur in irgendwie mit dem kirchlichen Bereich in Beziehung stehenden oder sonstwie nicht alltäglichen Wörtern durchsetzen. Wenn Franceschi p. 46 unterstreicht, daß das Volk in der stimmhaften Aussprache von -*s*- nicht eine Positionsvariante sah, so hat er vom phonologischen Standpunkt aus zweifellos recht; aber wir glauben deshalb noch nicht wie der Verfasser, daß -*z*- gleich zu Anfang als Phonem interpretiert wurde: was das Volk in diesem Laut sah und – solange es ihn nicht in seine Alltagssprache integriert hatte – auch nur sehen konnte, war das, was wir eine *soziale Positionsvariante* nennen würden, eine besondere Gestalt eines auch ihm geläufigen Lautes, die bei einer besonderen sozialen Schicht (Klerus) und in einem besonders gehobenen Rahmen (Gottesdienst) Verwendung fand. Phonem konnte diese soziale Positionsvariante erst im Laufe der Zeit werden, nämlich in dem Moment, wo der stimmhafte Sibilant – wenn auch nur für eine bestimmte Wortkategorie – in die Alltagssprache eindrang. Heute hat die Opposition *s*:*z* zweifellos phonematischen Charakter, was aus Beispielen wie *borgéze* ‘abitante di Borgo San Sepolcro’: *borgéze* ‘membro della borghesia’¹⁴ besonders schön hervorgeht¹⁵.

Die Verwendung der sonoren Variante der Sibilanten in allen Wörtern nicht direkter Tradition hat übrigens zu einer Entwicklung geführt, die Franceschi in einer Abwandlung des migliorinischen «vocale incerta, vocale aperta» mit «consonante incerta,

¹² Cf. p. 34–53.

¹³ Franceschi wendet sich damit bewußt gegen ASCOLI (*AGI* 16 [1902–1905], 175–192) und MERLO (*ID* 16 [1940], 1–8), die in der Sonorisierung eine autochthone toskanische Tendenz sehen.

¹⁴ Cf. Franceschi, p. 42 N 71.

¹⁵ Parallel zu *s/z* soll sich auch *š/ž* entwickelt haben (cf. N 94); Franceschi wendet sich damit entschieden gegen Castellanis Ansicht einer autochthonen Entwicklung von *š* und *ž* aus -*si-*.

consonante sonora» (oder doch besser *sibilante incerta, sibilante sonora*) umreißt. Gleiches gilt auch für das Verhältnis der dentalen Affrikaten *dz/ts* zueinander¹⁶, wenigstens im toskanischen Raum, einem Problem, dem Franceschi die letzten Seiten seiner Studie widmet¹⁷. Hier liegen die Dinge allerdings insofern anders, als die Toskana schon von altersher sowohl die stimmlose wie die stimmhafte Variante kennt und es nur um die Lesung fremder Wörter geht, die nach dem gleichen Prinzip erfolgt wie bei den Sibilanten; mit der Betrachtung gewisser Störungen dieser Regelung durch verschiedene Faktoren schließt die Arbeit.

Allerdings will uns scheinen, in dem durch Franceschi abgesteckten Rahmen müßte noch ein weiteres Problem behandelt werden, nämlich dasjenige der Degeminierung in der Toskana, das zahlreiche Parallelen zu demjenigen der Lenisierung aufweist. Die Degeminierung umfaßt heute fast ganz Oberitalien und erstreckt sich der adriatischen Küste nach südwärts bis in den Raum Ancona–Ascoli sowie, an dieses Gebiet anschließend, westwärts über Borgo Sansepolcro und Città di Castello bis Arezzo. Sie greift jedoch auch in der nördlichen Toskana über den Apennin und findet sich in der Garfagnana, der Lunigiana, in Camaiore, etc.¹⁸. Auch für Lucca läßt sich die Erscheinung in alter Zeit belegen¹⁹, und die noch heute als Charakteristikum der Dialekte von Pisa, Lucca und Pistoia geltende Reduktion von *rr* > *r* dürfte ebenfalls in diesen Rahmen zu stellen sein²⁰. Ebenso will uns scheinen, die in Siena fehlende Gemination des *-m-* der 4. Pers. Perf. und Cond. (*fumo, andaremo*)²¹ müsse in diesem Zusammenhang gesehen werden. Das sich so ergebende Bild des Alttoskanischen deutet auf eine Bewahrung der Geminaten im Florentinischen, eine Degemierung in den übrigen Teilen der Toskana hin, wobei sich später im größten Teil des Gebiets eine mehr oder weniger vollständige Angleichung an die Sprache der Kapitale vollzogen hat²². Die Verhältnisse gleichen also weitgehend denjenigen bei der Lenisierung der intervokalischen Okklusiven und der unbedingten Diphthongierung von *ɛ/ɔ* in offener Silbe, so daß der Verdacht nahe liegt, auch hier könnte es sich (zumindest für den nördlichen Teil der Toskana) um einen über Lucca erfolgten Vorstoß aus Ober-

¹⁶ Trotz Franceschis Angriffen gegen die Schreibung *dz* und *ts* der dentalen Affrikaten (cf. *BALI* 9/10 [1964], 36ss.: *La scrittura della zeta e la struttura fonematica dell’italiano*; Zielscheibe ist vor allem der *AIS*) bleibe ich dem System Juds und Jabergs treu: Franceschis Argumente für eine phonetische Nichtidentität des Nexus *ts* mit einer entsprechenden Affrikate *z* (ebenso bei den Sonoren) können mich nicht überzeugen, und ich halte den Unterschied für konstruiert. Den Schreibungen *dz* und *ts* haftet in unsren Augen nur ein Schönheitsfehler an: daß sie für einen Laut zwei Zeichen gebrauchen; wenn wir nicht schon genügend Transkriptionssysteme hätten, würde ich für die beiden Affrikaten *š* und *ž* vorziehen (entsprechend *č* und *đ*).

¹⁷ Cf. p. 53–60.

¹⁸ Cf. ROHLFS, *ItGr.* I, 380–381.

¹⁹ Cf. ROHLFS, *ItGr.* I, 381 N 1.

²⁰ Vgl. G. BERTONI, *Italia Dialettale*, Milano 1916, p. 129; G. BERTONI, *Profilo linguistico d’Italia*, Modena 1940, p. 80.

²¹ Cf. BERTONI, *Italia Dialettale*, p. 131; *Profilo*, p. 81.

²² Beispiele mit Degemination finden sich vereinzelt jedoch auch in Florenz, zum Beispiel *sarebe, sarano, sareno* etc., cf. CASTELLANI, *Nuovi testi fiorentini del Duecento* I, Firenze 1952, p. 114.

italien handeln, als dessen Träger wiederum in erster Linie der Klerus in Frage käme. Die einzelnen Punkte dieser Hypothese bedürfen jedoch noch näherer Abklärung.

P. Wunderli

*

NORA GALLI DE' PARATESI, *Semantica dell'eufemismo*, Torino 1964 (*Pubbl. della Facoltà di Lettere XV*), 135 p.

Eine Darstellung des Euphemismus im Italienischen fehlte bis anhin und mußte doch als sehr reizvolle Aufgabe erscheinen. Die vorliegende Arbeit versucht, diese Lücke zu füllen. Die Verfasserin, Schülerin von B. Terracini, hat ein außergewöhnliches Material zusammengetragen. Ihre Hauptquellen:

1. Einsendungen an die Briefkastenseite von Frauenzeitschriften (fast ausschließlich weibliche Einsender).
2. *Lettere dalle case chiuse*, pubbl. dalla Senat. L. Merlin, die in der Kammer eine Interpellation über die Prostitution in Italien eingereicht hatte. Das Briefmaterial wurde der Senatorin fast ausschließlich von den Insassinnen von Bordellen zugestellt.
3. Eine 1957 von der «Associazione Nazionale per l'Educazione Demografica» herausgegebene Sammlung von Einsendungen aus allen Bevölkerungskreisen zum Thema der Geburtenkontrolle.
4. *Le italiane si confessano*, a cura di Gab. Parca, Firenze 1961, ebenfalls eine Sammlung von Leserbriefen.

Damit ist bereits gesagt, daß das zentrale Anliegen des Buches der sexuelle Euphemismus ist, denn was darüber hinaus noch ausgesagt wird, ist belanglos. Erklärt sich die besondere Problemstellung aus den benützten Quellen, oder sind die Quellen im Hinblick auf diese Problemstellung ausgewählt worden? Wir wissen es nicht. Es fehlt der Arbeit zunächst eine klare methodologische Linie. Nur schon die Diskussion des Begriffes «Euphemismus» hätte einen erheblichen Raum beanspruchen müssen. Man hätte klar zeigen müssen, wie der Euphemismus ein soziales Phänomen ist, durch welches die Tabuvorstellungen bestimmter Schichten charakterisiert werden. Das Tabu der Prostituierten ist anders als dasjenige des Arbeiters, das des Taschendiebs anders als das der Studentin. Die Hauptschwäche der Arbeit liegt darin, daß sie diese vielschichtige soziale Zusammensetzung des Euphemismus zu wenig erkannt hat. Ein weiterer Mangel ist die ständige Vermengung von Synchronie und Diachronie. Im Prinzip handelt es sich um eine synchronische Untersuchung des Euphemismus um 1960. Offenbar als Konzession an eine (Schein-) Wissenschaftlichkeit finden wir aber immer wieder gelehrt Exkurse, welche zumeist erheiternd wirken.

P. 77 beginnt das große Hauptkapitel: *La donna ed i suoi stati fisiologici*. Im Italienischen steht das Wort *donna* in einer dreifachen Opposition:

- donna : uomo* (sexuelle Opposition)
- donna : ragazza* (rechtliche Opposition)
- donna : signora* (soziale Opposition)

Die Autorin verweist dabei auf einen Artikel von G. Bonfante und belehrt uns, daß das Lateinische zwischen FEMINA–MULIER und UXOR unterschied und daß dann

diese Dreiteilung in vielen Etappen nivelliert worden sei. Nun ist aber die Arbeit der Autorin eine synchronische Darstellung; zur Geschichte von *donna-femmina-moglie-signora* im Italienischen braucht es schon mehr als einen bibliographischen Verweis. Ein solcher geschichtlicher Exkurs ist hier weder nötig noch erwünscht; die Frage stellt sich, im Rahmen der Arbeit, ganz einfach: wie weit sind diese Oppositionen im heutigen Italienisch noch vorhanden, mit welchen Mitteln werden sie ausgedrückt, wie sind sie sozial gegliedert?

Leider hat die Autorin die Dialekte gar nicht berücksichtigt. Es hätte sich sofort gezeigt, daß in ländlichen Verhältnissen das Verhältnis zum Euphemismus und zum Tabu ganz anders ist als in Städten, ganz anders aber auch in Nord- und Süditalien. Der Untertitel «Semantik» kommt nur selten zu seinem Recht, sonst hätte gezeigt werden müssen, wie jeder Euphemismus in einem Wortfeld steht, das in vielfältiger Weise magisches Denken und soziale Prestigevorstellungen enthält. Gerade das Herausarbeiten dieser Komponenten wäre eine sehr lohnende Aufgabe gewesen.

Um zu unserem Beispiel zurückzukehren: es ist offensichtlich, daß in Nord- und Süditalien in den unteren Schichten *femmina* = *uxor* vorwiegt, daß *femmina* in städtischem Milieu degradiert ist zum reinen Geschlechtsmerkmal, daß *donna* im Begriffe ist, ebenfalls sozial abzusteigen, usw.

Bei der Besprechung der Wortgruppe *verginità, purezza, castità, virtù, onore* erklärt uns die Autorin ausführlich, daß damit die körperliche Unberührtheit gemeint sei. In aller Unschuld hat der Rezensent dies schon vor Erscheinen dieses Buches geglaubt.

Zu wenig ausgeführt wird auch das Überhandnehmen von abstrakten, technischen Wörtern, welche nach und nach die affektgeladenen Wörter der Sexualsphäre verdrängen. Das scheint eine europäische Erscheinung zu sein. Wenn in der Schweiz jemand von seiner Katze sagt, sie sei operiert worden, so meint er damit in der Regel nicht eine Blinddarmoperation! Diese hochinteressante Erscheinung – die Fachsprache des Arztes wird als verhüllende Geheimsprache verwendet – ist im Grunde genommen nichts anderes als das, was im *gergo* passiert, nur auf einer anderen sozialen Ebene: auch im *gergo* werden alle Tabuwörter durch sondersprachliche lexikalische Prägungen wiedergegeben. Daneben gehört die Erscheinung aber auch in das allgemeine Kulturbild des 20. Jahrhunderts, mit seiner Tendenz zur Bürokratisierung der Sprache. Das Phänomen der Entpersönlichung, der Entfremdung des Lexikons ist gerade im Französischen und im Italienischen, etwas weniger im Deutschen, so auffällig, daß ein Hinweis darauf wohl nützlich gewesen wäre.

Die Autorin hat auf den Einbezug der *gerghi*, vor allem der Geheimsprachen der *malavita*, verzichtet. Zu Unrecht, denn gerade die in diesem Buche angeführten Beispiele zeigen aufs deutlichste, wie auf einer tieferen Ebene Gergowörter als Euphemismen verwendet werden. Das gilt zum Beispiel für den Terminus *marchese, è venuto il marchese* für die Menstruation. Das Wort hat beinahe europäische Verbreitung erlangt, ist aber immer deutlich mit der Sprache der Halbwelt verbunden.

Typisch für die Arbeitsweise der Autorin ist etwa folgender Passus: «Gravidanza, dal lat. GRAVIS ‘pesante’, è termine dotto, ma parecchio usato nel linguaggio comune. E interdetto invece gravida, parlando di donne, mentre non lo è per gli animali. Lo stesso vale per pregna. Incinta è parola parecchio usata, ma è ritenuta un pò cruda.» Soweit ist alles schön und recht. Dann folgt aber eine langatmige Digression über die lateinischen und vorlateinischen Ursprünge von *incinta*, die an dieser Stelle überhaupt nichts zu suchen hat. Immer wieder macht sich diese pseudowissenschaftliche

Haltung störend bemerkbar, eine Haltung, welche überflüssige Dinge mit gelehrt Kommentaren versieht, wobei diese Kommentare meist den gängigen Handwörterbüchern entnommen sind. Ein Blick auf den *AIS* hätte ein wesentlich differenzierteres Bild ergeben. Ganz Italien südlich des Apennins verwendet *gravida* und *pregna* nebeneinander. In der Regel wird *gravida* als «più civile» bezeichnet, *pregna* als «grossolano». Unter den städtischen Informatoren wird nur *gravida* gebraucht. In Oberitalien ist ebenfalls *gravida* vorherrschend; dagegen fehlt *pregna* weitgehend. Es wird konkurreniert durch Vulgärausdrücke wie *piena*, *grossa* etc. Daneben sind jedoch eine ganze Reihe von Umschreibungen im Gebrauch: am häufigsten *essere in stato interessante*, *aspellare un figlio*, *avere un figlio in viaggio*; dazu kindersprachliche Wendungen wie *essere di compra*, *comprare un bambino* etc.

Für die Vermengung von Euphemismus und bürokratischem Wortschatz zitiert die Autorin folgendes amüsante Beispiel: In einer Leserzuschrift bittet ein bedrängter Vater die Redaktion, ihm Broschüren über die Geburtenkontrolle zuzustellen; *malgrado i miei 53 anni sono sempre in pericolo demografico*.

Ist es nötig, zu lat. *CASTRARE* das Korrelat im Sanskrit zu zitieren? Es trägt überhaupt nichts bei zum Problem. Mindestens hätte man dann feststellen müssen, daß bereits das lat. *SANARE* (heute noch im Italienischen weitverbreitet für das Kastrieren der Schweine) einen Euphemismus darstellt.

Einen ziemlich breiten Raum nehmen heute die skatologischen Tabus ein. Alles, was mit den Körperfunktionen zusammenhängt, wird umschrieben. Charakteristisch dafür sind etwa die Bezeichnungen des Abortes. Auch hier hätte der *AIS* ein reiches Vergleichsmaterial geboten: so finden wir, allein in der Toscana: *cesso*, *comodo*, *lécito*, *fognino*, *ritirata*, *camerino*, *bottino*, neben Bezeichnungen, die jeden Euphemismus verschmähen. In Oberitalien kommt dazu: *destro*, *comodo*, *secreto*, *necessario*, *chiuso*. Es wäre leicht, nachzuweisen, daß alle diese verhüllenden Bezeichnungen von den Städten ausstrahlen und mit der sukzessiven Verbesserung der sanitären Installationen (auch das ein Euphemismus!) sich auch auf dem Lande festsetzen.

Andere Tabus betreffen gewisse Tiere, so etwa das Schwein. *Porco* wird vermieden, auch weil es untrennbarer Bestandteil geläufiger Fluchformeln ist (als Metathese von *corpo*); an seine Stelle tritt zunächst *maiale*, dann immer mehr *suino*. Interessant ist die Feststellung, daß auch *vacca* einem Tabu unterliegt, wegen der Gleichsetzung *vacca = prostituta*.

Eher dürftig ist das Kapitel über das in Italien sehr wichtige religiöse Tabu ausgefallen. Man könnte hier auch an den Terminus *fortuna* erinnern, der in der Seemannssprache vorzugsweise das Unwetter, den Sturm bezeichnet.

Gute Beobachtungen finden sich im Kapitel über den Euphemismus des Todes (*trasporto* heißt heute fast ausschließlich *trasporto funebre*); aber lange nicht alle angeführten Beispiele (*accoppare*, *sgozzare*, *scannare*) gehören hieher. Mit einer Feststellung wie der folgenden ist schließlich überhaupt nichts anzufangen: *cimitero si dice comunemente, ma si dice anche camposanto*.

In der Gegenwart wichtig ist sodann der Prestige-Euphemismus: Namen von Berufen und Institutionen sucht man immer mehr zu «entmaterialisieren», um ihnen das Odium der sozialen Inferiorität zu nehmen. Dies betrifft vor allem die Namen vieler handwerklicher Berufe: *serva* wird zu *donna di servizio* und schließlich zu *lavoratrice domestica*; der Schulpeddell, *bidello*, trägt auf Grund eines kürzlichen Regierungserlasses den Namen *usciere scolastico* etc. In ähnliche Richtung weisen die Paare *prete-sacerdote*, *giudeo-israelita*, *tedesco-germanico*.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Autorin ein interessantes und sehr willkommenes Material gesammelt hat, daß jedoch der theoretische Teil, linguistisch und soziologisch gesehen, zu wünschen übrigläßt. Eine Neubearbeitung müßte die soziologische Literatur viel stärker berücksichtigen.

K. Huber

*

GUNTRAM PLANGG, *Die rätoromanischen Flurnamen des Brandnervals*, Innsbruck 1962 (*Romanica Aenipontana I*), 118 p.

Diese Doktorarbeit leitet eine Schriftenreihe ein, von der wir eine entscheidende Bereicherung unserer Kenntnisse über die *Raetoromania submersa* erwarten dürfen, wollen doch die *Romanica Aenipontana* in erster Linie der Erforschung der romanischen und vorromanischen Sprachreste Tirols und des Vorarlbergs dienen. Der Leiter des Innsbrucker Instituts für Romanische Philologie hat die Forschungsarbeit auf drei verschiedenen Wegen eingeleitet. Der erste ist die Durchmusterung der Orts-, Flur- und Personennamen des ganzen Untersuchungsgebietes; Planggs Monographie zeigt einen Weg dazu. Ferner sollen die romanischen Sprachrelikte in den lebenden deutschen Mundarten gesammelt und in bezug auf ihre geographische Verbreitung, ihre Lautform und damit in bezug auf ihr Alter und ihre Wanderwege untersucht werden. In Band 2 der *RAe*. hat Elmar Schneider die romanischen Entlehnungen in den Mundarten Tirols bereits untersucht¹. «Der dritte Weg gilt den noch heute in Südtirol lebenden ladinischen Mundarten.» Auch auf diesem Gebiet kann sich das Institut bereits über beachtliche Leistungen ausweisen.

Bei der Würdigung von Planggs Monographie hat man sich gegenwärtig zu halten, daß sie das Namengut eines knapp 14 Kilometer im Geviert messenden, dünn besiedelten, zu einem sehr beträchtlichen Teil waldigen und unproduktiven Gebietes untersuchen will. Das Rätoromanische, das um 1200–1300 vielleicht noch die alleinherrschende Sprache im Dorfe Bürs war, wurde bald von zwei Seiten her vom Deutschen bedrängt, einerseits von Norden her durch das rasch vorstoßende Ostalemannische, anderseits von Südwesten her durch das mit den Walsern ins Land gebrachte Westalemannische. Nach erfolgter Eindeutschung zerfiel das romanische Flurnamenbild sehr stark, was das Erfassen der romanischen Urformen erschwerte. Denkbar ungünstig ist auch die schriftliche Quellenlage. Von 80 mit urkundlichen Belegreihen versehenen Namen besitzen nur deren 6 aus dem 14. Jahrhundert stammende Formen; im 15. Jahrhundert steigern sich die Erstnennungen auf 10; im 16. Jahrhundert beginnt die Dokumentation für weitere 34 Toponyme; volle 28 oder 33% treten erst in Archivalien des 18. und 19. Jahrhunderts auf. Es ist klar, daß angesichts einer solchen Dürftigkeit des urkundlichen Materials² die etymologische Forschung auf sehr unsicherem Boden operieren muß, dies um so mehr, als das im wesentlichen noch unerforschte Vorarlberg keine genügenden Vergleichsmöglichkeiten bot. Um so mehr muß begrüßt werden, daß Plangg mit Wagemut und Ausdauer einen ersten Stollen in dieses steinige Gebiet vorgetrieben hat.

¹ Cf. dazu meine Besprechung in *ZRPh.* 83 (1967), 223–232.

² Man vergleiche damit etwa die Fülle von Namenbelegen aus der Zeit vom 9. bis 14. Jahrhundert für Chur, ausgebreitet in *VRom.* 6 (1941/42), 1–110.

Das Buch ist mit fünf sehr guten Landschaftsphotographien und vier Karten illustriert, wovon besonders die Flurnamenkarten 2 (Bürs) und 3 (Bürserberg) bedeutenden Aussagewert besitzen. Der Hauptteil wird mit einer gedrängten Beschreibung des Tales des Alvier eingeleitet, aus der man Wesentliches über die Lage, die ersten Nachrichten und über die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte erfährt. Zwei Abschnitte, einer über die urkundliche Namenschreibung und der andere über die vom Verfasser gewählte Transkription, erleichtern das Verständnis der unter dem Titel «Rätoromanische Namen» (p. 14–69) zusammengestellten Formen. In diesem Hauptteil bietet der Verfasser zu jedem Namen zunächst eine Beschreibung der Örtlichkeit, dann folgen die alten Belege in chronologischer Reihenfolge und schließlich die etymologischen Überlegungen. Wo immer möglich holte sich der Verfasser über die von ihm vorgeschlagenen Etyma in bereits bestehenden Abhandlungen Rat: So sind A. Kübler, *Romanische und deutsche Örtlichkeitsnamen Graubündens*, Heidelberg 1926, und *Rätisches Namenbuch 2*, Bern 1964 (der Verfasser konnte die Korrekturabzüge des ersten Teils benutzen), ferner C. Battisti, *Dizionario Toponomastico Alesino*, Roma 1936 ss., und J. Zehrer, *Vorrömische Ortsnamen in Vorarlberg*, ungedruckte Diss., Innsbruck 1949, oft zitiert³.

Auf dem rund 200 Quadratkilometer einnehmenden Gebiet haben sich 90 vordeutsche (wohl fast durchwegs romanische) Namen erhalten. Für die meisten fand der Verfasser sichere Etyma, oder er schlägt wahrscheinliche oder doch mögliche Etymologien vor. Einiges freilich bleibt, wie übrigens in ähnlichem Verhältnis auch in Deutschbünden, ganz undurchsichtig.

Obwohl die Deutung der deutschen Namen nicht in den Aufgabenkreis einbezogen wurde, glaubte der Verfasser doch, ihre Präsenz und ihre Rolle im Flurnamenbild irgendwie darstellen zu müssen. Dies gelang ihm im Kapitel «Namengitter», wo in drei Übersichten für Bürs, Bürserberg und Brand die Namen in einer den geografischen Gegebenheiten folgenden Ordnung aufgezählt sind. Man erkennt in diesen Listen den relativ hohen Anteil an romanischen Namen in Bürs und sehr deutlich auch den vorwiegend deutschen (walserischen) Charakter der Namenwelt von Brand. Die deutschen Namen werden so weit wie möglich etymologisiert. In den Abschnitten «Benennung und Name», «Namensynchronien und Isonyme», «Namenbildung», «Vom Rätoromanischen zum Alemannischen» (hier Untertitel: «Zeugnisse des Walserischen in Brand», «Zur heutigen Mundart von Brand», «Entwicklung der Sprachlandschaft») versucht Plangg, aus der Einzelbetrachtung des Namenschatzes allgemeine Erkenntnisse über den Vorgang der Namengebung, über die formelle Seite der Namenbildung, die Schichtung infolge Sprachenwechsels usw. zu gewinnen. Was in diesen Ausführungen wie in den vorausgehenden Abschnitten zu wenig fundiert sein dürfte, ist die oft wiederkehrende Annahme walserischen Einflusses auf die Lautform der Namen. So komplexe Überschichtungen wie die von Romanisch, Niederalemannisch und Walserisch in Vorarlberg wird man wohl erst dann mit Erfolg analysieren können, wenn der gesamte Vorarlberger Flurnamenschatz so gründlich

³ Entgangen sind dem Verfasser W. GOTZINGER, *Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen*, St. Gallen 1891; Th. SCHLATTER, *St.-Gallische romanische Ortsnamen 1/2*, St. Gallen 1903 und 1913; H. GABATHULER, *Die Orts- und Flurnamen der Gemeinden Warlauf und Sevelen*, Buchs 1944, wo vor allem das urkundliche Vergleichsmaterial wertvolle Flankendeckung geboten hätte.

und mit allem Wissenswerten ausgestattet vorliegt, wie dies W. Vogt für Bludenz getan hat⁴.

Planggs Ortsmonographie will ein Beitrag zum Vorarlberger Namenbuch sein, welches unter der Leitung von Prof. Joseph Zehrer, Dornbirn, bereits greifbare Gestalt annimmt. Der zweite Band des geplanten Werkes soll der Namendeutung gewidmet sein. Er wird die Etymologien der ihm vorausgegangenen Ortsmonographien nicht durchwegs erneut durchdenken können. So dürfte es denn von Nutzen sein, hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige offensichtliche Irrtümer richtigzustellen, ab und zu Bedenken anzumelden und Gegenvorschläge zur Diskussion zu stellen:

Alvier (p. 15) ist auch der Name eines Berges auf dem Gebiet der St.-Galler Gemeinde Wartau. W. Götzinger, *op. cit.*, p. 48⁵, dachte an Abl. von ALBUS, Th. Schlatter, *op. cit.* I, p. 33⁵, dagegen wollte an lat. ALVEUS 'Trog' anknüpfen, was H. Gabathuler, *op. cit.*, p. 8⁵ als ursprünglichen Namen des gewaltigen Tieftales an seinem nordöstlichen Abhang betrachtet. Ich selber habe den *Alvierbach* (im *Clubführer des SAC, Bündner Alpen VII: Rätikon*, p. 335) mit *Val Laver* in Sent zu LABES 'Einsturz' gestellt (cf. auch *RN 2*, p. 181, sowie p. 728 *Laver*). Das paßt sachlich besser als ein AQUALE APERTU und ist nicht mit der Auflage behaftet, den Fall des -l und andere lautliche Schwierigkeiten zu erklären.

Amatschon (p. 15). Cf. dazu auch bündn. *Minschun aus MONTIONE* (*RN 2*, p. 757).

Blandedor (p. 20). Eher als PLANU-DE-ABANTE dürfte hier PLANU ROTUNDU vorliegen (*RN 2*, p. 252a; zum Ausfall des -R- cf. *Pradaduo* < PRATU-ROTUNDU, *op. cit.*, p. 267a).

Brand (p. 20). Kontraktion aus rätorom. PLANU oder PRATU GRANDE scheint mir so gut wie ausgeschlossen. Der von K. Finsterwalder in einer Fußnote begründete Versuch einer Deutung aus gall. EQUORANDA (dessen zweiter Teil mit 'Grenze' übersetzt wird) ist sehr bemerkenswert, dürfte aber, solange ein (EQUO)RANDA als mit den Walsern eingeschlepptes Wanderwort nicht wahrscheinlicher gemacht werden kann, doch (wie K. F. es auch tut) als bloße vorläufige Arbeitshypothese zu betrachten sein. Joseph Zehrer erklärt *Brand* im *Jahrb. des Vorarl. Landesmuseumsvereins 1960*, p. 137, als Ableitung des Dorfnamens *Bürs*, urk. v. J. 800 *in vico Purie*, mittels -ANU, also gleichsam *PURIANU, etwa *in Monte Puriano*. In der Tat drängt sich die Deutung des Namens als ein mit -ANUM suffigiertes Gebilde auf; da jedoch für die Schaffung sekundärer Ableitungen aus Ortsnamen im Alträtoromanischen das Suffix -ASCUM diente, vermag die Ansetzung eines *PURIANU nicht ganz zu überzeugen. Zu prüfen bleibt die Deutung aus *SUPERANUS 'oben befindlich' (*RN 2*, p. 333). Die Form ist in bündnerischen Flurnamen mehrfach bezeugt, einmal im Avers auch mit deglutiniertem s-, also *Frana*, für die Alp, die im Bergell *Alp Sovrana* genannt wird. In einem *Suvran* könnte *Su-* als Präposition aufgefaßt worden sein.

Burtscha (p. 22). Abl. aus lat. BIFURCA drängt sich auf. Bedenken erweckt jedoch das tsch (= č), das man aus älterem č erklären müßte. Aber in ganz Deutschbünden und auch im außerbündnerischen Unterrätien wird č, sofern es zur Zeit der Germanisierung überhaupt erreicht war, durchwegs zu k redressiert. Man müßte also *Burgga*

⁴ Cf. W. VOGT, *Vorausdruck zum Vorarlberger Flurnamenbuch: Bludenz und das Klostertal*; 1. Teil: *Stadtgemeinde Bludenz*, Hard 1964.

⁵ Cf. oben N 3.

erwarten. In einem bischöflichen Urbar vom Jahre 1467 wird für Chur ein *Martin Purtsch* erwähnt. Ein von diesem Personennamen abgeleiteter Hofname könnte *d's Purtscha Hof* geheißen haben; aber *Purtscha* erscheint auch bei Klösterle im Vorarlberger Klostertal. Zudem muß zur Klärung des Problems auch der von Plangg in einer Fußnote ebenfalls erwähnte Vorarlberger Personennname *Purtscher* analysiert werden. Es bleiben da allerlei Fragen offen.

Taflamos (p. 23) erweckt den Eindruck einer durch *Tantermauses* abgelenkten Form, um so mehr als die beiden Orte, wie die Karten zeigen, nicht weit voneinander entfernt sind. Es kann sich also unter der Endung *-mos* etwas anderes verbergen.

Tschalenga (p. 24). Abl. aus *ARGILLINA* mit *-enga* für *-INA* neben *Tschappina* < *CIP-PINA* befriedigt kaum. Cf. aber *Fazalenga* aus altrom. *Fatscha* für *Fascha* < *FASCIA LONGA*. *RN 2*, p. 137.

Tschafiel (p. 32) aus *JUGELLU* zu erklären, begegnet der gleichen Schwierigkeit, der wir für die Erklärung des Palatals beim Namen *Burtscha* gegenüberstanden. Es besteht wohl ein etymologischer Zusammenhang mit den bündnerischen *Tschafilis* (Gemeinde Fideris), *Tschafil* (Gemeinde Fanas); *RN 2*, p. 871.

Gafera (p. 35) ist wohl wie *Cafära* bei Haldenstein (Gr.) Abl. aus *CAVA* (meist *VIA CAVA*) mittels *-ARIA*. Weitere Belege *RN 2*, p. 35.

Gamplüm (p. 37). Die urkundlichen Belege scheinen doch eher für Ableitung aus *CAMPUS LONGU* als aus *CAMPELLONE* zu sprechen.

Gausura (p. 40). Da nur einmal urkundlich belegt, fragt man sich, ob etwa *Gansura* zu lesen ist, was zu einem *CANTHU* 'Stutz' (*RN 2*, p. 72) + *SUPRA* passen würde.

Juda/jóla (p. 43). Ansetzung eines *AQUAEDUCTU* + *AQUALE* scheint mir abwegig. Wohl ein deutscher Name: *des Juden* (auch als Familienname verbreitet) *Folla*, wobei in *Folla* die Bedeutung 'Seihrichter', daraus 'Bodenvertiefung' zu vermuten ist (*SchwId. 1*, p. 786; Zinsli, *Grund und Grat*, p. 318). Ob auch an rätorom. *fuolla* 'Walke', Abl. von *FULLARE* (*RN 2*, p. 154), gedacht werden muß, sollte die Realprobe zeigen.

Laggánt (p. 44). Auszugehen ist von den dreisilbigen Formen vom Jahre 1347, von welchen nicht eindeutig feststeht, ob *Lomigann* bzw. *Lemigann* (wie p. 44 oben) oder *Lowigann* bzw. *Lewigann* (p. 44 unten) zu lesen ist. Wie der Stamm in dieser *-ANUM*-Ableitung lautete, ist, solange die richtige Lesart nicht feststeht, nicht auszumachen. *Lewigann* ließe sich eventuell an *VILLICANU* anknüpfen; die Metathese könnte durch den Namen des Talflusses *Lawier*, heute *Alvier*, ausgelöst worden sein.

Luggadieners (p. 47). Cf. dazu *Lungadina*, Alp von Haldenstein (GR), nur urk. 1424.

Nagelier (p. 53). Abl. aus *ACCOLA* ist auszuschließen. Der Name ist der moderne Fortsetzer des von 1563 bis 1724 mehrfach bezeugten *Rongeröl*, das Plangg richtig als Abl. von *RUNCARE*, nämlich zu *RUNCALIOLU*, stellt.

Zalim und *Zalum* (p. 59). Sehr merkwürdiges Namenpaar! Während *Zalum* überzeugend aus *SOLAMEN* (*RN 2*, p. 317, III) erklärt wird, befriedigt die Deutung von *Zalim* als Walservariante zu rätorom. *Salum* nicht. Das Problem bedarf weiterer Klärung.

Zalunde (p. 61) ist nicht von *ALNEUS* abzuleiten, sondern gehört zu der unter *Zalön* in *RN 2*, p. 899, besprochenen Gruppe.

Tantelier (p. 68), *ts tantəliar brūnelə*, enthält sicher noch das rätorom. *fontana*. Cf. Beispiele mit Fall der ersten Silbe *RN 2*, p. 144. Der zweite Teil ist mir unklar.

Valúga (p. 69). Besser als *VALL-UCCA* mit -cc- paßt *VALLUCA*, von *VALLUCULA* rückgebildet.

Volla (p. 69). Cf. oben *Judafolla*.

Glorifiel (p. 69) ist sicher umgestellt aus *gloviriel* < *graviriel*, Abl. von *GRAVA* 'Kies' mittels Doppelsuffix *-RIOLU*.

Frumegg (p. 72) wohl zum FamN *Fromm* (*RN 2*, 556).

Tievaboda (p. 73). Cf. dazu die in *RN 2*, p. 336, s. *TAEDA* 'Kien, Föhre' zusammengestellten rätorom. *Tieua*, *Tewa* usw.

Simliad (p. 77). Cf. etwa mhd. *sinwel* 'rund' (*RN 2*, p. 493).

Gastatöbele (p. 77). Zu prüfen wäre noch Abl. aus rätorom. *costa* 'Abhang'.

Gut guschin, urk. 1504 (p. 80), kann auf rätorom. *cuschina* < *COQUINA* zurückgehen.

Die, wie erwähnt, sehr ungünstige Quellenlage, die Plangg im Brandnertal vorfand, bildete von Anfang an ein schweres Hindernis auf dem Wege zur Deutung der romanischen Namen dieses sicher seit fünf- bis sechshundert Jahren verdeutschten Gebietes. Dem Bearbeiter verblieben zur Hauptsache nur die genaue Betrachtung des Geländes und die Vergleichung des Namenschatzes mit demjenigen eines verwandten, weitgehend durchforschten Gebietes. Da der Namenindex zum Rätischen Namenbuch noch nicht vorlag, war ihm auch der Weg zur Bündner Namenwelt nur teilweise geebnet. Es bedurfte daher der Zuversicht und des Draufgängertums eines jungen Forschers, um durchzuhalten. Wer, wie der Rezensent, seit über vierzig Jahren zu rätoromanischen und alemannischen Orts- und Flurnamen Etymologien aufstellt und wieder verwirft, betrachtet einige Irrtümer in einer solchen Abhandlung als selbstverständlich. Wir nehmen Guntram Planggs Dissertation als einen wertvollen Beitrag zur Sprachgeschichte des Vorarlbergs mit Dankbarkeit entgegen.

A. Schorta

*

ALBERT HENRY, *Le «Jeu de Saint Nicolas» de Jehan Bodel*, deuxième édition revue, Bruxelles 1965 (*Travaux de la Faculté de Philosophie et Lettres XXI**), 408 p.

Daß schon so kurze Zeit nach dem erstmaligen Erscheinen der Ausgabe Henrys eine zweite Auflage seiner Präsentation des ältesten dramatischen Mirakels der französischen Literatur nötig wurde¹, darf wohl als Beweis dafür gelten, daß diese Edition in ihrer modernen Konzeption einem wirklichen Bedürfnis entsprach und dank ihren

¹ Die erste Auflage erschien 1962 unter dem gleichen Titel gleichzeitig in Brüssel und Paris.

außergewöhnlichen Qualitäten allgemein Anerkennung fand. Wenn sie auch von der Kritik gut aufgenommen wurde, so fehlte es zu einzelnen Punkten doch nicht an Änderungsvorschlägen²; zudem erschienen in den letzten Jahren einige bedeutende Studien zum *Jeu*³. Albert Henry hat seinen Text gleichzeitig maßvoll und doch gründlich neubearbeitet, so daß nun eine nochmals verbesserte Fassung der schon von Anfang an vorzüglichen Arbeit vor uns liegt.

Die Überarbeitung zeigt sich vor allem in der Einleitung, der Bibliographie, der Übersetzung des Textes, den Noten und dem Glossar. Die Modifikationen gehen teils auf die Besprechungen der ersten Auflage, teils auf die in den letzten Jahren unabhängig von derselben erschienenen Publikationen zurück, haben aber in zahlreichen Fällen ihre Ursache auch einzig in der unermüdlichen und selbtkritischen Beschäftigung des Herausgebers mit seinem Text. Größere Modifikationen ergaben sich ferner in den Bemerkungen und im Glossar daraus, daß die semantische Diskussion zahlreicher problematischer Ausdrücke, die in der ersten Auflage im Glossar erfolgt war, nun in die Anmerkungen zum Text vorverlegt wurde. Als weitere Neuerung fügte der Verfasser eine Zusammenstellung der dialektalen (pikardischen) Züge im *Jeu* bei (cf. p. 278–282).

Am Text des *Jeu* selbst wurde sehr wenig geändert. Henry hat seine schon in der ersten Fassung sehr maßvollen Interventionen nochmals reduziert und diesmal selbst offensichtliche Verschreibungen, die jedoch keine Möglichkeit zu Mißverständnissen bieten, im (erneut mit dem Manuskript kollationierten) Text stehen lassen: 1280 1. Aufl. *fort*, 2. Aufl. *for*; 1012 1. *s'il vous siel*, 2. *s'i vous siet*; 249 1. *nel*, 2. *ne*; 332 1. *nel*, 2. *ne*; 617 1. *prorne*, 2. *prone*; etc. Dagegen wird weiterhin korrigiert, sobald Unklarheiten möglich sind oder das Versmaß dies erfordert, cf. zum Beispiel 196 *asseure* > *assēur*, 619 *batit* > *bateïç*, 710 *calle* > *candaille*, 635 *chour* > *chou*, 1054 *oil illuec* > *cilluec*, 916 *comment* > *commenç*, 898 *de bontes* > *deboutés*, 467 *euures* > *eüré* usw. Ein pragmatisches Vorgehen dieser Art ist natürlich nicht frei von einer gewissen Willkür, und der Entschluß zur Korrektur oder Nichtkorrektur ist oft sehr persönlicher Art (cf. zum Beispiel 1360 *biens* [subst. obl.]: Henry korrigiert zu *bien*, wogegen man unserer Ansicht nach das -s durchaus stehenlassen könnte; ähnlich der umgekehrte Fall von 1222 *cor* > *cors*, usw.); wir glauben jedoch, daß man dem Herausgeber eine gewisse subjektive Freiheit in diesen Belangen zugestehen muß und ihn nicht in eine Zwangsjacke starrer, in ihrer buchstabentreuen Anwendung oft unsinnig werdender Regeln legen darf. – An neuen größeren Eingriffen wären vor allem die folgenden zwei zu nennen: In den Versen 397–400 wird an den Schluß jedes Satzes ein Gedankenstrich gesetzt; dadurch werden die Worte der sprechenden Christen nicht mehr als eine Art gemeinsamer «Chorgesang», sondern als Wechselrede, als eine Serie von Ausrufen verschiedener Individuen gekennzeichnet, was dem Charakter des Textes zweifellos besser gerecht wird. Ferner wird die Rubrik zu den Versen 1471–1472 korrigiert; die entsprechenden Worte haben nicht mehr (wie im Manuskript) als vom König, sondern vom Emir d'Orquenie gesprochen zu gelten, was in der zugehörigen Fußnote einleuchtend begründet wird. Allerdings vermag ein Punkt nicht restlos zu überzeugen: Schon die Verse 1468–1471 werden vom Emir d'Orquenie ausgesprochen, richten sich aber an den König, während in den Versen 1471–1472 die drei andern Emire angesprochen werden. Henry rechtfertigt die Wie-

² Für ein Verzeichnis der Besprechungen der ersten Auflage cf. p. 49–50.

³ Cf. p. 53–54 der Bibliographie.

derholung der Angabe des Sprechers in einer Anmerkung (p. 274) mit dem Verweis darauf, daß die Rubrik auch vor den Versen 183, 388 und 1435 wiederholt werde, und zwar um den Wechsel des Gesprächspartners (Adressaten) zu markieren. Dies ist jedoch nicht regelmäßig der Fall: sowohl wenn der Angesprochene innerhalb eines Verses wechselt (cf. zum Beispiel 1211, 1233 usw.) als auch wenn der Wechsel mit dem Ende des Verses zusammenfällt (cf. zum Beispiel 728–729, 750–751, 761–762, 1220–1221 und passim), wird die Rubrik oft nicht wiederholt, so daß sie unter Umständen auch hier einfach zu unterdrücken wäre (ihre Wiederholung stellt eindeutig den selteneren Fall dar).

An Bemerkungen, die nicht nur die zweite, sondern auch die erste Auflage betreffen, wären noch zu machen: Bei enklitisch angefügtem Artikel (cf. *quil* 215, *sel* 797, *ses* 87, *mes* 843, *jes* 844, *nis* 855 usw.) scheint uns die Schreibung in einem Buchstabenkomplex dem Verständnis nicht unbedingt förderlich; wir würden hier die Einführung eines hochgestellten Punktes begrüßen, also *qui·l*, *se·l*, *se·s*, *me·s*, *je·s*, *ni·s* usw. – Da bei Diäreze zweier verschiedener Vokale ein Trema gesetzt wird, würden wir dieses diakritische Zeichen auch bei mehr oder weniger identischen Vokalen setzen, um so eindeutig festzuhalten, daß zwei Silben zu zählen sind (allerdings scheint Kontraktion der beiden Elemente im *Jeu* noch nicht zu finden zu sein): also *seel* (nicht *seel* 243, 267), *gäaing* (nicht *gaaing* 802, 961 usw.; ebenso bei *gääigner* usw.) usf. – Henry schreibt v. 310 und 1127 *honni ssoient* und lehnt p. 201 eine Korrektur mit der Begründung ab, es handle sich um eine satzphonetische Erscheinung, die vom Schreiber deutlich markiert werde (*honni ssoient*: *ff*; *honnis soient*: *sf*). Dies ist alles richtig; nur: eine Graphie mit Doppel-s zur Markierung der Stimmlosigkeit scheint sich uns nur zu rechtfertigen, solange die beiden Elemente zusammengeschrieben werden; in dem Moment, wo der moderne Herausgeber hier eingreift und zwei Wörter schreibt, scheint uns auch eine Korrektur *ss > s* gegeben. – 534 und 583 schreibt Henry *nicolai(s)* und rechtfertigt die Minuskel im Glossar damit, daß der Name des Heiligen (wie auch *Mahomet*) hier die Bedeutung ‘fétiche’ habe; in der Übersetzung behält er aber *Nicolas* bei. Wir würden hier – wie bei *Mahomet* (cf. 458, 465, 513, 585, 779) eine Übersetzung ‘fétiche’ vorziehen. – Im v. 888 lesen wir *otrions*: da das Wort dreisilbig zu zählen ist, muß ein Trema gesetzt werden (cf. auch 1474 *obedien*, 1185 *avision* usw.). – Da die Arbeit an der zweiten Auflage im September 1964 abgeschlossen wurde, konnte Henry den Artikel von Th. Berchem zu den Versen 165–170 sowie denjenigen von P. Dembowski noch nicht kennen⁴; andernfalls hätte er sich vielleicht doch zu der von ihm ebenfalls diskutierten Korrektur *me > mes* (*me·s*) [v. 170] und zu einer Interpretation *teutes* = ‘p.p. von *taisir*’ entschließen können.

Diese wenigen Anregungen können den Wert der vorliegenden Ausgabe nicht schmälern: sie bildet – wie schon in ihrer ersten Auflage – ein Arbeitsinstrument von höchster Qualität und enthält gleichzeitig eine derart große Anzahl von scharfsinnigen Einzelbemerkungen und interpretatorischen Glanzleistungen, daß der Herausgeber der aufrichtigen Dankbarkeit aller derer, die sich mit dem *Jeu* beschäftigen oder in Zukunft einmal beschäftigen werden, gewiß sein darf.

P. Wunderli

⁴ Cf. TH. BERCHEM, *A propos des vers 165–170 du «Jeu de Saint Nicolas» de Jehan Bodel*, VRom. 24 (1965), 76–81; P. DEMBOWSKI, *Encore quelques remarques à propos de «teutes» v. 170 du «Jeu de Saint Nicolas» de Jehan Bodel*, VRom. 26 (1967), 24–27.

ZYGMUNT OLSZYNA MARZYS, *Les pronoms dans les patois du Valais central, étude syntaxique*, Berne 1964 (RH 76), 132 p.

Les matériaux de cette étude, recueillis par l'auteur ou tirés d'enquêtes antérieures et de textes divers, proviennent de 23 localités situées sur les deux versants de la vallée du Rhône, aux environs de Sion et de Sierre, et dans les vallées latérales d'Hérens et d'Anniviers. Dans ce territoire on compte une douzaine de patois distincts. La description, axée sur celui de Savièse, ne s'attarde sur les autres qu'en cas de divergence. La diversité de ces parlers est surtout sensible dans leur phonétique (l'introduction nous donne la clé des principales correspondances). Si leur morphologie, en ce qui concerne les pronoms, recourt parfois à des termes étymologiquement différents ici et là, c'est pour traduire des oppositions équivalentes, et l'unité profonde du système syntaxique pourra être affirmée: tel est le sens des récapitulations qui couronnent chaque chapitre.

Le pronom personnel occupe un bon tiers de l'ouvrage: c'est que chaque personne, ou presque, a son statut particulier. De l'inventaire des formes déjà ressort une différence notable entre la troisième personne et les autres. La troisième personne dispose de deux séries de formes, les unes toniques (sujet et régime *lvi*, etc.), les autres atones (sujet *i* ou *l*; régime *lo*, *li*, etc.). Aux première et deuxième personnes, au contraire, un même pronom peut aussi bien apparaître en position «forte» (disjoints) qu'en position «faible» (*tū*, *tū cha rē* 'toi, tu ne sais rien'); tout au plus sont distinguées les fonctions (sujet *yo*, *tu*, *no*, *vo*; régime *me*, *te*, *no*, *vo*). Il est vrai que la position faible devant un verbe à initiale vocalique donne naissance à une série de variantes (*y* ou *l*, *t*...); mais au pluriel ces variantes sont parfois obtenues par réduction si le pronom est sujet (*n*, *v*), par adjonction d'une consonne s'il est régime (*noj*, *voj*), de sorte que l'action de la position tourne au profit d'une distinction plus complète des fonctions. – Par ses emplois, le sujet de la première personne se détache nettement des autres. Dans une grande partie du territoire étudié, *yo* est ordinairement omis comme sujet faible, tandis que *tu*, *no*, *vo* (ces deux derniers sont pourtant aussi redondants que *yo* à la désinence verbale) accompagnent obligatoirement le verbe: *ványo* 'je viens', mais *tu vā* 'tu viens'. Ainsi *yo* reste disponible pour fonctionner seul comme sujet fort, mais il faut répéter *tu*, *no*, *vo* pour leur donner une valeur d'insistance équivalente: *yo ványo* (ou *ványo yo*, la postposition marquant un degré plus intense) 'moi, je viens, c'est moi qui viens', mais *tū tū vā* (ou *tū vā tū*) 'toi, tu viens, etc.'. En réalité, la situation est très variable: l'omission de *yo* n'obéit pas à une règle absolue, et le fait que la forme pleine puisse représenter aussi bien un sujet faible qu'un sujet fort rend délicate l'interprétation des exemples du type *yo ványo*. (Leur ambiguïté ne vient-elle pas de ce que le critère utilisé dans la définition du sujet *fort* et du sujet *faible* – la «pleine valeur du pronom» – manque de netteté? Pourquoi l'accentuation, trait objectif, n'est-elle pas invoquée pour lever l'indétermination? Mais il n'est pas dit explicitement, à propos du sujet, si les deux couples *tonique/atone* et *fort/faible* ont exactement la même extension: le premier, nommé tout au début, remplacé par le second dans la description du sujet, ne reparaît que dans la conclusion. Le lecteur doit-il penser que la notion d'accentuation, appliquée au sujet, n'a qu'une portée diachronique, ou comparative?) Exempts de cette ambiguïté, puisqu'ils sont faibles par définition, les sujets réduits de première et deuxième personnes, proclitiques de troisième personne, sont d'un emploi tout aussi indécis, à moins que leur sort ne se lie à celui de certaines formes verbales: alors leur fonction

de pronom se réduit à peu de chose là où *l* correspond à la fois à ‘je’ et à ‘il(s), elle(s)’ et perd peu à peu son incompatibilité avec la deuxième personne (*l a t_u?* ‘as-tu?’ au lieu de (*t*) *a t_u?*). La forme enclitique *t_j* (litt. *-t-il*), en devenant une marque de l’interrogation directe, manifeste la même indifférence à la personne (Arbaz *pwi t_j awá?* [litt. *puis-(je)-t-il aller?*]). Il ne faut pas s’étonner qu’en troisième personne le véritable substitut soit la forme forte *lwi* et qu’on le rencontre plus fréquemment que le fr. *lui* à conditions égales.

Le pronom régime est moins soumis que le sujet à l’ordre des mots: la forme forte aussi bien que la forme faible peuvent se trouver avant comme après le verbe (exemples extrêmes de cette liberté: régime fort antéposé dans Savièse *m_e awei l à pitá* ‘moi aussi on (m’) a battu’; régime faible postposé dans Nendaz *š_a pwei motrā a* ‘s’il pouvait la montrer’; réfléchi interposé dans Grimisuat *y e š_e metúša* ‘elle s’est mise’). De plus le pronom régime – surtout s’il est direct, et à la troisième personne – est omissible. Mais contrairement au sujet, il n’exploite pas ces possibilités comme autant de degrés d’emphase. La raison des variations est d’un autre ordre: c’est «la tendance du patois à éviter l’accumulation des pronoms atones» (p. 58). D’ailleurs la cause qui déplace le régime concourt aussi à la disparition du sujet faible, car la place que cède ce dernier sous cette contrainte prosodique ne peut être compensée par aucune autre: la postposition marque l’interrogation, et toute autre position appartient au sujet fort.

Le sujet *ü* ‘on’ est capable de représenter n’importe laquelle des personnes grammaticales, et cela sans préférence pour la première du pluriel, dont il n’entame pas le domaine d’emploi au sens de «je + ils». De même *l* (ou *i*) ‘ils’, si indéterminé soit-il (il correspond souvent au fr. *on*), n’en exclut pas moins les autres personnes, et c’est une détermination suffisante pour préserver son originalité face à *ü* (le fait qu’*ü* relaie *l* dans les deux phrases citées p. 43 ne prouve pas que les deux formes soient interchangeables, mais démontre encore la polyvalence de *ü*).

Des deux types d’adjectifs possessifs *mū* et *l_j myo* (*l_j* = article défini), le second qui fonctionne aussi comme pronom, sert plus particulièrement à marquer la possession proprement dite et les rapports de parenté. Mais dans ces deux derniers cas, l’article seul peut suffire: la situation fait le reste. Ou alors la référence est donnée par un élément du contexte (qui se trouve être un pronom personnel dans *y_o e i pár_a* ‘moi et mon [litt. le] père’), et plus explicitement, par un pronom personnel apparaissant sous la forme d’un complément d’appartenance (*twa ü kapu̯ts_š po wi a-i a vátu̯vire* ‘tuer un capucin pour avoir son habit’, litt. ‘pour lui avoir l’habit’); elle sera indiquée plus fortement encore par un pronom personnel construit comme le serait le substantif désignant le «possesseur» (*i mār a me*, litt. ‘la mère à moi’; cf. *i máre a tsárle* ‘la mère de Charles’). Dans *i pár a me*, face à *i pár_a*, la présence du pronom personnel prend valeur d’insistance (un peu comme son redoublement quand il est sujet); par rapport à ces deux extrêmes, l’intensité de *mū* et *l_j myo* est moyenne.

Dans chacune des deux séries de démonstratifs, dont le masculin singulier à Savièse est respectivement *sti* [= *cestui*] et *š_e* [= *cil?*], les mêmes formes servent de pronoms et d’adjectifs. Le premier indique la proximité, le second l’éloignement. Les particules (*šilya*, *le*, etc.) renforcent cette opposition, plus rarement en renversent les termes (*žkye*), ou la compliquent d’un degré intermédiaire (à Isérables; p. 74). Mais lorsque ces deux pronoms sont employés séparément, l’opposition, souvent difficile à saisir, ne peut plus simplement être définie par l’idée de distance (cf. *stöüj ã* [ans] ‘autrefois’: *stöü* est le pluriel du démonstratif «proche»!). Dire que c’est plutôt *sti* –

le moins fréquent des deux – qui présente et *še* qui représente, ce serait négliger trop d'exemples contraires, notamment ces récits où les deux pronoms alternent, désignant la même personne. Qu'il suffise de citer deux emplois révélateurs: celui de *sti* à la place du pronom de première personne, celui de *še* avec une valeur toute proche de celle de l'article défini.

A la variété des pronoms personnels et démonstratifs répond la simplicité du relatif *kye*. Indéclinable, incompatible avec toute préposition, il ne peut ni marquer la fonction, ni transmettre la personne. Un autre pronom s'en charge (Hérémence *hlou kə louj ā kopá la téba*, litt. ‘ceux qu'(ils) leur ont coupé la tête’; Savièse *l e no kye no pa-é* ‘c'est nous qui payons’); ou bien le sens du rapport entre l'antécédent et la relative est suffisamment indiqué par leur mise en présence (Savièse *i myráša kyə važia drymí*, litt. ‘le mur qu'il allait dormir’). C'est à rendre syntaxiquement possible cette mise en présence que semble se borner le rôle de *kye* (Savièse *l aia via o pyrtamynéya kyə l aie sē frā i pōšye*, litt. ‘il avait loin (= perdu) le porte-monnaie qu'il avait cent francs aux poches’). Plus qu'il ne «représente» son antécédent, *kye*, dirait-on, ne fait qu'en signaler la participation de droit à la subordonnée. Participation devenue effective dans cet exemple de St-Luc où l'antécédent anticipe sur «sa» fonction dans la relative: *ēn una faméte kę ly a ptuzyu šwére š'apéle kovē* ‘une famille où il y a plusieurs sœurs s'appelle couvent’, litt. ‘dans une famille qu'il y a...’.

kye est également le pronom interrogatif fonctionnant comme le fr. *que, quoi*, à côté de *kwi* ‘qui’ (à Isérables et Nendaz *kā* < QUALIS). A *quel, lequel* correspond un pronom-adjectif unique: *kī*.

On retrouve au chapitre des «indéfinis» une tendance soulignée maintes fois précédemment, en vertu de laquelle les mêmes formes fonctionnent comme adjectifs et comme pronoms, comme représentants et comme nominaux. Ainsi *ātrə* ‘autre’, avec ou sans article, tire tous les partis possibles de chacune de ses marques: *ātro* ‘autre chose’, *l'ātrə* ‘un quidam; le diable’, *yn ātra* ‘une autre fois’, etc. La gamme de pronoms dont dispose une femme d'Isérables pour désigner son mari illustre bien le phénomène: *rlwə* ‘lui’, *i myo* ‘le mien’, *mémo* ‘le même’, *sēt dei tsóθe* ‘celui des pantalons’, etc.

La conclusion reprend les grandes lignes du système et le situe par rapport à l'histoire du français, notamment en ce qui concerne l'expression du pronom personnel sujet. Une confrontation avec d'autres parlers franco-provençaux (mais ici les précurseurs de M. Marzys sont encore plus rares que succincts), sans révéler de coupure nette entre le domaine étudié et son entourage romand, confirme le caractère plus archaïque des patois du Valais central.

Comparé au français, le système des pronoms valaisans donne l'impression d'une grande richesse de moyens, d'une grande souplesse dans leur utilisation.

La variété des formes ou leur mobilité permettent de doser subtilement l'ampleur du segment avec lequel on veut impliquer le «représenté» (choix possible entre *po a-i ša vətwire* et *po wi a-i a vətwire* ‘pour avoir son habit’; «indéfinis» construits en appositions plus ou moins libres et portant autant sur le verbe que sur le nom: *tūj [tous] totšyé e fromádzso* ‘toucher tous les fromages’, à côté de *tótə [tout «neutre»] vē-ndre e ványc* ‘vendre toutes les vignes’, et de *dežerbá tóte [toutes] e ványc* ‘dés-herber toutes les vignes’; etc.).

De cette richesse, le patois paraît prodigue. Certes l'affectivité explique de nombreux cas d'expression apparemment superflue, de redoublement (un des plus frap-

pants est celui de l'adjectif possessif: Evolène *ma mēi fēna* 'ma chère femme', litt. 'ma mienne f.'. Mais il arrive que la présence du pronom ne profite qu'à la cohésion grammaticale: par exemple lorsque, placé devant le verbe, il anticipe sur le régime (*lwi* 'lui' p. 49; *ē* 'en' p. 51), sur une complétive (*šē*, démonstratif neutre, p. 82), ou lorsqu'il fait renouer avec la proposition, en le relayant, un élément nominal qui flottait au dehors d'elle (p. 49). A vrai dire c'est encore une façon de contribuer à la mise en relief: ce qu'elle bouleverse, le pronom le répare.

Pourtant cette fréquence du pronom tient plus de l'économie que de la profusion. Le patois substitue volontiers le pronom au nom dans des conditions où ce dernier serait indispensable en français. La vitalité des pronoms neutres, l'emploi continual des pronoms-adjectifs comme nominaux témoignent de cette tendance. Elle aboutit souvent à la suppression du pronom lui-même: en particulier, lorsque le premier terme d'une relation signale assez clairement, de par son sens, ce qui dans le contexte ou dans la situation doit lui être rapporté (omission du pronom régime, du possessif devant un terme de parenté). A ce point de vue, l'omission rejoint l'emploi du représentant comme nominal: dans *i pārə* 'mon (ou: ton, son) père' et dans *lwi* 'mon (ton, son) mari', c'est la même référence qui est passée sous silence. Aucune obscurité n'en résulte d'ailleurs pour les interlocuteurs, qui s'y retrouvent sans peine. Mais cela ne facilite pas la tâche de l'observateur.

Un contexte débordant la phrase citée aurait-il permis d'éclairer certains emplois délicats? Des indications plus précises sur la fréquence relative de formes concurrentes, et dont le choix est provisoirement déclaré libre, auraient été utiles. – Mais la sobriété était de mise, étant donné le projet de l'auteur: retrouver l'unité d'un système à travers une matière foisonnante. Il y parvient sans que la clarté de l'exposé – pur de toute terminologie trop «engagée» – ne nuise à la finesse des analyses.

Cette exploration simultanée de plusieurs patois voisins, dont les uns sont à peine plus avancés que les autres sur la voie de telle ou telle évolution, compose une image en quelque sorte diachronique à très petite échelle. On assiste de tout près aux étapes qui mènent une forme à une fonction nouvelle: morphèmes réduits au rôle d'appoint phonétique pour des mots menacés d'effacement (les sujets faibles ou le régime *ē* 'en' pour les conjugaisons d'*avoir* et *être*; le datif éthique *te* 'te' pour le régime direct de troisième personne *o*), traits fonctionnels nés d'une action toute formelle (*no* > *n/noj*), emprunts de la grammaire au lexique (*tsóuja* 'chose' > 'rien'), passage du pronom à l'«adverbe» (*t̪i*; *to* 'tout'; *rē* 'rien' > 'pas', etc.) ou au préfixe verbal (*ē* 'en'; *šē* 'se'), d'une classe de pronoms à l'autre (personnel/possessif; démonstratif/article...). Transitions actuelles aussi dans chacun de ces parlers, rendues perceptibles par tant de flottements, de chevauchements: à ces confins entre deux catégories, l'auteur sait présenter les faits dans leur vivante complexité, et tout en s'interdisant de forcer l'interprétation, il en suggère assez pour inviter à une réflexion qui dépasse le cadre des pronoms valaisans.

F. Voillat